

Barbara Falkinger, Zorica Rakić, Michael Rittberger

Jugendkultur in der Krise?

Schulheft 147/2012

StudienVerlag

IMPRESSUM

schulheft, 37. Jahrgang 2012

© 2012 by StudienVerlag Innsbruck-Wien-Bozen

ISBN 978-3-7065-5184-7

Layout: Sachartschenko & Spreitzer OEG, Wien

Umschlaggestaltung: Josef Seiter, unter Verwendung von

Fotos des 5erHauses / Bernhard Damisch.

Printed in Austria

Herausgeber: Verein der Förderer der Schulhefte, Rosensteingasse 69/6,
A-1170 Wien

Grete Anzengruber, Eveline Christof, Ingolf Erler, Barbara Falkinger, Norbert Kutalek, Peter Malina, Editha Reiterer, Elke Renner, Erich Ribolits, Michael Rittberger, Josef Seiter, Michael Sertl, Karl-Heinz Walter, Reinhard Zeilinger

Redaktionsadresse: schulheft, Rosensteingasse 69/6, A-1170 Wien; Tel.:

0043/1/4858756, Fax: 0043/1/4086707-77; E-Mail: seiter.anzengruber@uta-

net.at; Internet: www.schulheft.at

Redaktion dieser Ausgabe: Barbara Falkinger, Zorica Rakić, Michael Rittberger

Verlag: Studienverlag, Erlenstraße 10, A-6020 Innsbruck; Tel.:

0043/512/395045, Fax: 0043/512/395045-15; E-Mail: order@studienverlag.at;

Internet: www.studienverlag.at

Bezugsbedingungen: schulheft erscheint viermal jährlich.

Jahresabonnement: € 32,00/43,90 sfr

Einzelheft: € 14,00/20,90 sfr

(Preise inkl. MwSt., zuzügl. Versand)

Die Bezugspreise unterliegen der Preisbindung. Abonnement-Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

Aboservice:

Tel.: +43 (0)1 74040 7814, Fax: +43 (0)1 74040 7813

E-Mail: aboservice@studienverlag.at

Geschäftliche Zuschriften – Abonnement-Bestellungen, Anzeigenaufträge usw. – senden Sie bitte an den Verlag. Redaktionelle Zuschriften – Artikel, Presseaussendungen, Bücherbesprechungen – senden Sie bitte an die Redaktionsadresse.

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion oder der Herausgeber wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Haftung. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Offenlegung: laut § 25 Mediengesetz:

Unternehmensgegenstand ist die Herausgabe des schulheft. Der Verein der Förderer der Schulhefte ist zu 100 % Eigentümer des schulheft.

Vorstandsmitglieder des Vereins der Förderer der Schulhefte:

Elke Renner, Barbara Falkinger, Michael Rittberger, Josef Seiter, Grete Anzengruber, Michael Sertl, Erich Ribolits.

Grundlegende Richtung: Kritische Auseinandersetzung mit bildungs- und gesellschaftspolitischen Themenstellungen.

INHALT

Vorwort.....	5
Agnieszka Czejkowska Jung genug? Zur folgenreichen Fixierung des Jugendbegriffs.....	9
Zorica Rakić JugendKultur	21
Natalia Waechter Jugendkultur in der Krise? Eine Betrachtung von Jugendkulturen im Kontext der Arbeitsgesellschaft und sozialer Zugehörigkeiten.....	34
Philipp Ikrath Jungsein im 21. Jahrhundert – Jugend in Österreich 2012	45
Rosa Reitsamer Jugend und politische Partizipation	55
Harti Oberkofler Jugendkultur – Versuch eines Glossars.....	65
Zorica Rakić Jugendkultur in der Krise. Ein mögliches entworfenenes Lebens- und Identitätskonzept am Beispiel Rap	80
Michael Rittberger Das 5erHaus. Ein Gespräch mit Bernhard Damisch, dem Leiter des Jugendzentrums in Margareten	93
Zorica Rakić „Bitch“ – Sexismus im Rap	102
Thomas Northoff Textuelle Graffiti – Inchriftliches von Jugendlichen in den Krisen Jahren ab 2008	105
Michael Rittberger Kultur? (Ein Abschluss).....	115
AutorInnen.....	121

Vorwort

Jugendkultur in der Krise? Dies war die Ausgangsfrage, der in dieser Nummer der *schulhefte* nachgegangen werden sollte. Eine Ausgangsfrage, die viele Fragen nach sich zog, deren mögliche Beantwortung nur im Zusammenhang mit den vielfältigen Antworten der Jugendlichen selbst zu leisten ist. Der Schwerpunkt bezieht sich auf Jugendkulturen, die sich nach 2008 generierten, dass allerdings die Krise eine Geschichte hat, zeigt sich z.B. bei den Erhebungen der Riots in einzelnen englischen Städten im Sommer 2011. Wenn man sich an die Bilder der rebellischen Jugendlichen erinnert, so fällt es anfänglich schwer, von einer Jugendkultur zu sprechen oder von deren Krise. Die soziologischen Analysen zeigen sehr deutlich, dass es bei den Unruhen all jene waren, die sich von der Gesellschaft nicht nur ausgeschlossen fühlten, sondern wirklich ausgeschlossen waren und sind. Shoppen gilt gemeinhin als eine Jugendkultur – was passiert aber, wenn Jugendliche ganzer Stadtviertel, aber nicht nur sie, sondern ganze Generationen, daran nicht teilhaben können? Wenn sie zusehen müssen, wie das Leben an ihnen vorbeiläuft? Ist ein eingeschlagenes Schaufenster und ein geklautes iPhone dann Diebstahl oder Revolte? Jugendkultur in der Krise?

Nicht nur in England, wo seit Thatcher durch Massenentlassungen Arbeiterquartiere mit bis zu 100% Arbeitslosigkeit entstanden sind, wachsen jetzt Jugendliche heran, die nie Eltern erlebt haben, die einer geregelten Erwerbsarbeit nachgehen konnten, die vom System ausgespuckt wurden und mit Sozialhilfe „gerade“ über die Runden kamen. Lebensperspektiven – Sinnhaftigkeit in Schulabschlüssen und Ausbildungen – bekamen diese Kids nicht mit auf den Weg. Rebellion wie in London 2011 ist eher die Ausnahme, die meisten Jugendlichen zeichnet vielmehr Resignation aus – Entfremdung, sich nicht als Teil der Gesellschaft erkennend und fühlend.

Diese Prozesse finden auch in der Bundesrepublik Deutschland (Hartz IV), in Österreichs großstädtischen „Hot spots“ statt, und zunehmend in allen „krisengebeutelten“ EU-Ländern. Die

Jugendlichen selbst werden von den Verantwortlichen kaum erreicht, ihre Anliegen werden nicht ernst genommen, von der Politik marginalisiert oder für „Goodwill“-Aktionen missbraucht, Protestformen von der Gesellschaft kriminalisiert.

Manche Jugendkulturen machen Angst – aber haben sie das nicht schon immer getan? Es ist doch so, dass im Selbstfindungsprozess der Jugendlichen in Peergroups Neues entsteht, das ausprobiert und gelebt wird, die Gruppe gibt Rückhalt auch für Mutiges/Revolutionäres. Aber gerade wenn die Jugendlichen als Gruppe auftreten, verunsichert das Erwachsene, macht Angst (noch immer).

Gemeinhin ist unser Begriff von Jugendkultur mit der Aufbruchkultur 1968 besetzt, sodass es für viele schwer fällt, manche Formen der gegenwärtigen Jugendkultur – tatoeing, shopping, modeln etc. ... – als solche anzuerkennen, da vordergründig nichts Politisches, Gesellschaftskritisches erkennbar ist.

Hier müssen aber, wie eingangs erwähnt, viele Fragen gestellt werden: Waren die Jugendkulturen früher tatsächlich politischer? Was unterscheidet Jim Morrison, Kurt Cobain, Amy Winehouse – und was verbindet sie? Wann ist eine Jugendkultur in der Krise oder ist Jugendkultur der kultivierte Umgang mit Krisen? Wie weit bestimmt der Kommerz heutzutage die Jugendkultur oder war das schon immer auch eine Begleiterscheinung? Pop hatten wir doch auch schon, oder?

Ja und dann gibt es noch die Jugendkulturen in ethnisch durchmischten Wohnvierteln. Was brauchen dort die Kids, um sich von der jeweiligen Herkunftskultur abgrenzen bzw. in ihr bestehen zu können? Wo sind die Berührungspunkte untereinander?

Nicht zuletzt ist zu fragen: Machen die gegenwärtigen Verhältnisse den Jugendlichen Angst? Haben sie Angst vorm Anders-/Unangepasstsein, Angst vor schlechten Jobchancen, Angst vorm Jobverlust? Wie gehen sie mit diesen berechtigten Ängsten um? Jugendkulturen – Revolution oder Mainstream?

Die Artikel dieser schulheft-Nummer können nicht auf all diese Fragen und Probleme Antworten geben, sie machen es sich zur Aufgabe, den Begriff der Jugendkultur zu definieren, aber auch zu entmystifizieren. Sie zeigen beispielhaft auf, wie sich die Ju-

gend immer wieder „Kultur“ generiert, welche Veränderungsprozesse in der Gesellschaft neue Formen der Jugendkultur hervorbringen.

Zorica Rakić definiert in ihrem Beitrag „JugendKultur“ die Begriffe „Jugend“ und „Kultur“ und versucht, dem Wesen von Jugendkulturen näherzukommen.

Dass erst gesellschaftliche Veränderungen in der zweiten Hälfte des 20. Jh. das Phänomen Jugend ins Blickfeld der Wissenschaften rückte, zeigt Agnieszka Czejkowska in ihrem Artikel „Jung genug? Zur folgenreichen Fixierung des Jugendbegriffs“. Sie bietet einen Einblick in die Entwicklung des Jugendbegriffs – eine Genealogie einer Lebensphase.

Natalie Waechter richtet ihren Blick auf die „Jugendkultur in der Krise? Eine Betrachtung von Jugendkulturen im Kontext der Arbeitsgesellschaft und sozialer Zugehörigkeiten“. Sie geht der Frage nach der Bedeutung der Krise der Arbeitsgesellschaft und der sozialen Zugehörigkeit nach.

Die Jugendwertestudie 2012 gibt Auskunft, was es heißt, jung zu sein in Österreich im 21. Jahrhundert, welche Werte zählen, welchen Vorurteilen die Jugend ausgesetzt ist, was sie belastet und wo sie sich selbst verortet. Philipp Ikrath fasst die Ergebnisse der Studie zusammen: „Jungsein im 21. Jahrhundert – Jugend in Österreich 2012“. Aus mehreren Studien geht hervor, dass sich die Jugend heute weniger für Politik interessiert als noch vor 20 Jahren. Wodurch diese Formen der traditionellen Partizipation abgelöst wurden, beschreibt Rosa Reitsamer: „Jugend und politische Partizipation“.

Nach einem doch sehr umfangreichen Theorieteil, der sich mit dem Phänomen Jugend beschäftigt, bringen die Beiträge im zweiten Teil Beispiele, wie und wo sich heute Jugendkultur zeigt und wo sie politisch aktiv wird.

Harti Oberkofler beginnt mit einem *Glossar*, das uns einen guten Einblick in die verschiedenen Szenen und deren Entwicklung gibt.

Zorica Rakić beschreibt am Beispiel Rap „Ein mögliches entworfenes Lebens- und Identitätskonzept“.

Bernhard Damisch stellt im Interview mit Michael Rittberger die Aktivitäten seines Teams im „5erHaus“, dem Jugendzentrum

für Kinder und Jugendliche des 5. Bezirks, dar und erläutert die Hintergründe seiner Arbeit.

Am Beispiel „*Bitch – Sexismus im Rap*“ diskutiert Zorica Rakić Jugendsprache und Sexismus im Rap.

Wie und ob die Krise in den Mitteilungen im öffentlichen Raum sichtbar wird, analysiert Thomas Northoff: „*Textuelle Graffiti – Inschriftliches von Jugendlichen in den Krisenjahren ab 2008*“.

Michael Rittberger diskutiert zum Abschluss den Begriff „Kultur“ und versucht, einem starren, weit verbreiteten Kulturbegriff einen Milieubegriff entgegenzustellen, eine Anregung, „Jugendkulturen“ und deren Entwicklungen von einem anderen Blickwinkel aus zu betrachten.

Barbara Falkinger

Agnieszka Czejkowska

Jung genug?

Zur folgenreichen Fixierung des Jugendbegriffs

Jung genug? Eine catchy Frage, die zwangsläufig zu Gegenfragen auffordert. Wofür sollte jemand jung genug sein? Wer fragt? Wer kann/soll diese Frage beantworten? Welche Parameter kommen dabei ins Spiel? Und schließlich, eine solche Frage hat die tief gehende Komponente, stets mit Sehnsüchten und Verheißungen konnotiert zu sein. Jugend ist zweifelsohne ein umkämpftes Feld, auf einer Alltagsebene ebenso wie innerhalb von wissenschaftlichen Disziplinen, Wirtschaft sowieso. Alle trachten danach, sie zu halten, zu fixieren ebenso zu kontrollieren. Obgleich eine Zeit, der häufig Unzufriedenheit und Orientierungslosigkeit attestiert wird, vermag sie unabänderlich zu locken. Nun scheint aber auch der Begriff der Jugend selbst in die Krise geraten zu sein. Denn wenn Jugend verstanden wird als eine Lebensweise, ein Ideal, ein Ziel, aber auch eine Lebensaltersstufeneinteilung, dann wird deutlich, dass der Begriff einerseits für vieles herhalten muss, andererseits durch gesellschaftliche Bedingungen hinsichtlich seiner Bestimmung aktuell herausgefordert wird. Im Folgenden gilt es, die Begriffsbestimmungen und Deutungen und damit den Blick auf die, wie es die Vertreter_innen einer historisch-anthropologischen Pädagogik bezeichnen würden, „unzulässigen Komplexitätsreduktionen“ des Jugendbegriffs zu lenken (vgl. Wulf 2001, 2004).

Schauen wir uns die Geschichte dieses Begriffs an, denn eines können wir bereits vorwegnehmen: „Jugend ist nicht gleich Jugend“, um Wilfried Ferchhoff, Privatdozent an der Arbeitsgruppe für Medienpädagogik, Forschungsmethoden und Jugendforschung in Bielefeld zu bemühen. Ferchhoff veranschaulicht in seinen Überblicksbüchern u.a. *Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert* (1999) oder etwa *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert* (2011), dass es „jugendliche Menschen“ in allen historischen Epochen und Kulturen gab. Mindestens seit der Antike

gab es so etwas wie Lebensalterseinteilungen oder Lebensalterstufen (vgl. Ferchhoff 2011: 93ff). Was es jedoch nicht gab, waren eindeutige Klassifikationen, wie man das im Sinne einer historischen Entwicklung annehmen könnte. Auch waren die Begrifflichkeiten durchaus ausdifferenziert. Nehmen wir die Griechen her, so gibt es im antiken Griechenland drei, vier und siebenteilige Alterstufen, vom Kind beginnend über den Knaben, den Jüngling, den Jungmann. Aus dem Jungmann wurde der Mann, gefolgt vom Alten und schließlich dem Greis. Nicht unähnlich verhielt es sich im europäischen Mittelalter. Auch hier gibt es Verweise auf sechs Lebensalterstufen: „infantia“ (bis 7. Jahre) „puertia“ (bis 14 Jahre), „adolescencia“ (15–28) „iuventus“ (28–49) „senectus“ (50–77), „senium“ (bis zum Tode).

Hier fällt uns wohl neben einem historisch wenig überraschenden Ausblenden einer geschlechtergerechten Bezugnahme und Klassifizierung (Androzentrismus in diesem Fall) vor allem eines auf: Die Lebenserwartung scheint nach dieser Einteilung sehr hoch. Berücksichtigt man jedoch auch die reale, geringe Lebenserwartung von 40–50 Jahren und die hohe Mortalitätsrate des Mittelalters, so wird der durchschnittliche Mensch dieser Zeit etwa 28 Jahre alt (vgl. ebd.). Und wenn man bedenkt, dass sich nur zwei Lebenserwartungsstufen auf die Jugend beziehen, dann stellen wir fest, dass Jugend bis 49 Jahren galt und somit die meisten Menschen nicht über ein Jugendalter hinauskamen. Die Beschreibung der heutigen Gesellschaft als eine jugendliche könnte aus diesem Blickwinkel also die erste Relativierung¹ im Sinne einer verkürzenden Komplexitätsreduktion erfahren. Das ist jedoch nur ein Detail am Rande. Von Bedeutung scheinen mir in diesem Zusammenhang vielmehr die Vorstellungen, die mit

1 Zum Vergleich der aktuelle Stand in Europa, Österreich: Laut den Daten des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz liegt aktuell die durchschnittliche Lebenserwartung für einen heute geborenen Buben bei 77,1 Jahren und für ein Mädchen bei 84,3 Jahren. Ein heute 60-jähriger Mann kann durchschnittlich mit weiteren 21 Jahren und eine Frau mit weiteren 25 Lebensjahren rechnen. Die Lebenserwartung steigt alle fünf Jahre um ein weiteres Jahr. (Vgl. http://www.bmask.gv.at/site/Soziales/Seniorinnen_und_Senioren/Generationenbeziehungen/)

einer solchen Lebenserwartungsstufe verbunden waren und deren Relevanz für unsere heutigen Versuche, Jugend zu identifizieren und zu klassifizieren, sowie vice versa.

Folgen wir Ferchhoff weiter, so wurde wiederum im „gelehrt-akademischen Sprachgebrauch“ in der frühen Neuzeit – es ist offensichtlich, dass sich nicht allzu viele Menschen über solche Kategorien Gedanken machten, machen konnten – das Jugendalter zwischen dem 14. und 21. Lebensjahr angesiedelt. Dagegen wurden die Begriffe Kind, Jüngling, Jugend in der Alltagskultur oftmals synonym verwendet. Wir sehen also, dass es gerade in der Vormoderne eine verwirrende Begriffsvielfalt von Jugend gab und nicht erst seit Jean Jacques Rousseaus berühmter Definition der Jugend als eine „zweite Geburt“ (Rousseau 1993: 211).

Wie ist nun mit solchen Zahlen zu verfahren? Zum einen lässt sich sicherlich fragen: Was können uns diese Zuschreibungen der Vergangenheit heute vermitteln? Welche Bedeutung haben diese Klassifikationsversuche für unser heutiges Verständnis von Jugend? Meiner Ansicht nach verdeutlichen diese Fixierungsversuche gerade aus ihrer historischen Distanz heraus, dass wir etwas überhaupt erkennen können, v.a. wenn es darum geht, dass Lebensalterseinteilungen und Begriffe von Jugend selbst kontext-, d.h. zeit- und kulturgebunden sind. Einen einheitlichen Begriff von Jugend, der epochen- und kulturübergreifend ist, wird man also nicht erwarten können. Selbst die vorgestellten Kategorien sind bereits aus unserem Blickwinkel definiert. Denn wir wissen, dass sich nicht verlässlich feststellen lässt, wie die demographische Entwicklung von damals in Europa ausgesehen hat. Mangel an Datenmaterial, die Schwierigkeit, Vergleiche anzustellen und Durchschnittswerte zu ermitteln, eine Vielzahl an Faktoren, die es zu berücksichtigen gilt, wie etwa Stadt, Land und Hygieneunterschiede, Seuchen, Kriege, ökonomische und soziale Unterschiede usw. usf. (Vgl. Livi Bacci 1993) Und dennoch, gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzt sich ein biologisch und entwicklungspsychologisch begründeter Jugendbegriff als eine eigenständige Lebensphase durch, in der, wie bereits Rousseau schon einmahnte, vieles auf dem Spiel steht, allem voran die Moralität des Menschen, die es zu kontrollieren gilt: „Wollt ihr Ordnung und Zucht in die keimenden Lei-

denschaften bringen, verlängert den Zeitraum, in dem sie sich entwickeln, damit sie sich der Reihe nach ordnen können“ (Rousseau 1993: 219).

Und dieses moderne „klassisch-traditionelle Definitionsmuster“ (Ferchhoff 1999: 68ff) von Jugend, das mit dem Beginn und der Institutionalisierung der Jugendforschung an der Wende zum 20. Jahrhundert entstand, scheint sich auch noch heute – mehr als 100 Jahre später – hartnäckig zu halten. Ungeachtet der Relativierung findet es sich nach wie vor in zahlreichen einschlägigen Fachbüchern und Vorlesungsskripten wieder. (Vgl. ebd.). Jugend fängt demnach mit der Pubertät an, die sich durch körperlich, psychische und soziokulturelle Entwicklungs- und Reifungsprozesse auszeichnet, und endet, wenn man juristische, biologische, psychologische und soziologische Maßstäbe anlegt, mit dem Eintritt ins Berufsleben und mit der Heirat. Wie gesagt, es handelt sich um ein klassisch-traditionelles Definitionsmuster. D.h. Jugend wird hier als eine bestimmte Altersphase mit schrittweisen Übergängen begriffen. In der Regel dauert sie von 13 bis 25 Jahren, zuweilen auch aufgrund der so genannten postadoleszenten Verlängerung der Jugendphase bis 29 oder 35, wie es die Deutsche Shell Jugendstudie bereits 1992 vermerkt (vgl. 11. Shell Jugendstudie).

Hier passiert also etwas, das die ganze schöne Zuschreibung und Erzählung durcheinander bringt: Durch verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten sowie die tendenzielle Entkoppelung von Bildung, Ausbildung und Berufstätigkeit sind psychosoziale Neuorientierungen festzustellen, die in der Jugendforschung unter dem Stichwort „Postadoleszenz“ heftig diskutiert werden. Es mag nun so oder so genannt werden, wesentlich an der Diskussion ist, dass die Ausdehnung der Jugendphase nach hinten unaufhaltsam voranschreitet. Auf der einen Seite, denn auf der anderen Seite haben empirische Untersuchungen ergeben, dass etwa im Vergleich zum 19. Jahrhundert bei Jugendlichen des 20. Jahrhunderts die Pubertät sich um mehrere Jahre vorverlegt hat (Gewichtszunahme und sekundäre Geschlechtsmerkmale etc).²

2 So geht man davon aus, dass z.B. in Deutschland das Durchschnittsalter bei Mädchen zum Zeitpunkt der ersten Periode im Jahr 1860

Auch bestimmte jugendtypische Erlebnisformen, die – was Kognition, Selbstreflexivität und Autonomiestreben angeht – heute bis in das Kindesalter hineinreichen. So haben wir auch neben der beiderseitigen Ausdehnung von „Jugend“ – insbesondere aufgrund der gestiegenen Verweildauer in den verschiedenen Organisationen – auch eine weitere Veränderung, die den Begriff Jugend tangiert, nämlich die Entritualisierung der Übergänge sowie eine Differenzierung der Jugendzäsuren³. Oder wie Markus Chun im Bezug auf eine der Shell-Jugendstudien festhält: „Die Shell-Jugendstudie aus dem Jahr 1992 belegt durch empirische Umfragen, dass auch das dritte Lebensjahrzehnt der jungen Menschen vielfach durch Unselbstständigkeit, auch in finanzieller Hinsicht, geprägt ist. Gleichzeitig können die Post-Jugendlichen aber bereits typisch erwachsene Altersrollen wie Ehepartner oder Elternschaft übernehmen, ohne dadurch den Erwachsenenstatus vollständig zu erlangen“ (Chun 2007: 7).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Gesellschaftliche Veränderungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts und die damit verbundene Veränderung von Lebenssituationen rückten das Phänomen Jugend ins Blickfeld der Wissenschaften. Der Einfluss

noch bei 16,6 Jahren lag und seitdem nach vorne verschiebt: 1920 lag es bei 14,6 Jahren, 1950 bei 13,1 Jahren und 1980 bei 12,5 Jahren. Für 1994 haben Wissenschaftler_innen ein Durchschnittsalter von 12,2 Jahren ermittelt. Kluge etwa hat hochgerechnet, dass die Mädchen ab 2010 im Durchschnitt bereits im zehnten oder elften Lebensjahr zum ersten Mal ihre Tage bekommen werden. Einen ähnlichen Trend kann man auch hinsichtlich der Geschlechtsreife von Jungen ausmachen. So lag das Alter zum Zeitpunkt des ersten Samenergusses 1994 bei 12,6 Jahren, während es 1980 noch bei 14,2 Jahren gelegen hatte. Über die Verschiebung hinaus lässt sich auch festhalten, dass der Entwicklungsunterschied zwischen Jungen und Mädchen statistisch betrachtet sich im Lauf der Zeit angleicht. Die Gründe dafür werden in der Ernährungslage und dem immer besseren Gesundheitszustand der („westlichen“) Bevölkerung gesehen. Beides führe dazu, dass Jugendliche immer früher an Gewicht zulegen und ihre endgültige Körpergröße erreichen. (Vgl. Kluge 2006, online abrufbar unter http://www.uni-landau.de/kluge/Beitraege_zur_S.u.S/Fruhepubert%E4t_im_Verstaendnis.pdf)

- 3 Siehe auch Roman Horaks schöne Diagnose „Zur Jugendlichkeit verdammt“ (Horak 2002: 117).

von Medien, Peergroups und Konsumkultur hat die Sozialisationsbedingungen in Familie, Schule, Freizeit und Gleichaltrigen-gruppe ebenso transformiert wie traditionelle Erziehungs- und Bildungskonzepte herausgefordert. Gleichzeitig erlaubt das Brüchigwerden von klassischen Einschließungsmilieus wie Familie, Schule und Arbeit und der damit verbundenen wie verbindlichen Normen die einst der Jugend vorbehaltenen Zuschreibungen wie Offenheit, Spontaneität und Flexibilität zum Muster der gesamten Gesellschaft zu erheben. Scheint eine Neudefinition der gesellschaftlichen Rolle von Jugend und daraus resultierend ein tiefgreifender Umbruch in Erziehungs- und Bildungsbemühungen um Kinder und Jugendliche unausweichlich? Die ersten Versuche orientieren sich nach wie vor an der klassischen Begriffsdefinition. In der Abgrenzung von gängigen Fixierungen soll ein neuer Begriff entstehen, meines Erachtens wird gerade daran die Krise des Jugendbegriffs deutlich. Verfolgen wir die Abgrenzung, so besitzt die Jugendphase also keinen einheitlichen Abschluss mehr. Sie zeichnet sich durch viele Ungleichzeitigkeiten und asynchrone Entwicklungen aus und dehnt sich zudem nach Ansicht der meisten Jugendsoziologen immer weiter aus: Zwischen Kindheit und Jugend haben sich die so genannten Kids geschoben, nach hinten schließt sich an das Jugendalter nicht die Erwachsenenheit, sondern der junge Erwachsene oder die Postadoleszenz.

„Mit Postadoleszenten ist eine wachsende Gruppe von Menschen gemeint, die kulturell, politisch, sowie freizeitbezogen in der Gestaltung ihrer Lebensformen und in der Wahl ihrer Lebensstile, sieht man einmal von der kultur- und konsumindustriellen Herstellung ab, weitgehend autonom sind, als auch keiner „pädagogischen Betreuung und Kontrolle“ mehr bedürfen. Beruflich und ökonomisch sind sie weiterhin vom Elternhaus bzw. von – inzwischen erheblich reduzierten – sozialpolitischen Alimentierungen abhängig und damit auch im Rahmen der Durchsetzung ihrer endgültigen Lebensplanungen zwar offen, unbestimmt und noch nicht festgelegt, aber dennoch nur partiell selbstständig.“ (Ferchhoff 1999: S. 69). Als Lebensstil wiederum ist Jugend quasi altersübergreifend, wie bereits zu Beginn angedeutet, das Signum moderner Identität geworden. Selbst mit einer exemplarischen begriffsgeschichtlichen Aufarbeitung wird deutlich, dass

die nachwachsende Generation, also jene, die es zu erziehen gilt, unglaublichen Altersschwankungen unterworfen ist. Diese kurze und sehr grobe Skizzierung der Jugendbilder bedarf noch einer Erklärung. Hier ein wenig Antikebezug, dort ein wenig vom Mittelalter wie Neuzeit und schon sind wir in einem rasenden Tempo in der Gegenwart „gelandet“. Dieser Kurzstreifzug durch die europäische Geschichte soll ja auch nicht eine historische Darstellung der Jugendphasen geboten haben, sondern vermitteln, dass wir es als Wissenschaftler_innen ebenso wie als Pädagog_innen in der Praxis mit Kategorien zu tun haben, die nicht gegeben sind. Sie scheinen es auf den ersten Blick zu sein, v.a. da sie eben durch die Wissenschaften wie Biologie, Psychologie, Geschichte oder eben auch Erziehungswissenschaft legitimiert werden, dadurch einen objektiven Touch erhalten. De facto sind diese aber nicht gegeben, sondern – und jetzt wiederhole ich mich – eben kultur- und zeitgebunden, siehe etwa die Kategorien der Lebensaltersphasen in der griechischen Antike, die keine Mädchen, sondern bloß Knaben kennen, also ausschließlich männerbezogen waren. Und selbstverständlich ist es nicht schwierig, aus einer Distanz von ungefähr 2500 Jahren zu sagen, ach wie absurd, ungerecht, androzentristisch etc. das war. Wesentlich schwieriger ist es, die heutigen Kategorien und Annahmen in ihrem Kontext zu betrachten, da uns eben diese zeitliche Distanz fehlt. Und selbstverständlich wird es noch einmal schwieriger, sich mit dem eigenen kulturellen Kontext auseinanderzusetzen. Vor allem, wenn es unklar ist, was unter eigenen kulturellen Kontexten zu verstehen ist.

Wie der Begriff der Jugend kann auch der Kulturbegriff als Deutungsmuster verstanden werden. Ähnlich wie Jugend ist Kultur mit einer Reihe von Annahmen, Behauptungen und Anspielungen verbunden. Georg Bollenbeck nennt Kultur ein deutsches Deutungsmuster, gleich neben einem weiteren, nämlich der Bildung. Die Unübersetzbarkeit der Begriffe ‚Kultur‘ und ‚Bildung‘ ergibt sich aus ihrer Entstehung aus dem deutschen Idealismus und Neuhumanismus. Beide Begriffe stehen zwischen spekulativem, metaphysischem Überschuss und Trivialisierung. (Vgl. Bollenbeck 1996: 27) Meines Erachtens lässt sich dieser Zugang ebenso analytisch produktiv auf „Jugend“ umle-

gen. Einer theoretischen Überhöhung folgt die Banalisierung in der Praxis, bzw., wie es Sabine Andresen (2005) so treffend formuliert, finden wir darin „eine wirksame historische Denkfigur“, die unterschiedliche Positionierungen und Erkenntnisinteressen berücksichtigt, gleichzeitig aber die Wirkmächtigkeit eines Begriffs aufrecht erhält: *„In einer Denkfigur werden Informationen, Erkenntnisse, Vorstellungen und auch Vorurteile geordnet, strukturiert und bewertet. Diese unterliegen zwar dem historischen Wandel, aber die Grundidee von Jugend als einer besonderen Phase im Lebenslauf bleibt mehr oder weniger konstant. Eine Denkfigur ist nicht nur für wissenschaftliche Reflexionen und Interpretationen der Geschichte wichtig, sondern sie kann auch Einfluss auf die Selbstwahrnehmung von Individuen nehmen und besonderen Praktiken, wie zum Beispiel die pädagogische Praxis der offenen Jugendarbeit, lenken.“* (Andresen 2005, 11)

Um dieser historischen Wirksamkeit einer Denkfigur, eines Deutungsmusters, wie wir sie uns mit den deutschsprachigen Kulturwissenschaften einhandeln, beizukommen, scheint mir der dagegen etwas spielerisch anmutende angloamerikanische Zugang der Cultural Studies hilfreich. Dieser besticht durch seine besondere Herangehensweise hinsichtlich der Fragestellung an kulturell geprägte und tradierte Praktiken einer Gesellschaft, und genau darin liegt der wesentliche Unterschied zu den Kulturwissenschaften. Dieser Zugang sucht so nach Strategien für eine Bewältigung von fraglich gewordenen Praktiken, die aufgrund eines erweiterten Kulturbegriffs überhaupt erst in den Blick gelangen: *„In diesem Sinn wird eine Balance zwischen politischem Engagement, theoretischen Zugängen und empirischen Analysen angestrebt. Die Komplexität eines derartigen Kulturbegriffs beinhaltet insbesondere auch das Selbstverständnis von Cultural Studies, auf aktuelle Herausforderungen zu reagieren, Wissensproduktion und -vermittlung zur Formulierung von gegenwartsrelevanten Fragestellungen und im Bemühen um ihre Beantwortung nutzbar zu machen und so ihren politischen Anspruch einzulösen.“* (Lutter/Reisenleitner 2002: 9)

Der hier angesprochene politische Anspruch bezieht sich auf gesellschaftliche Machtverhältnisse. Konkret gilt es bei der Analyse kultureller Praktiken nach den Machtverhältnissen zu fra-

gen, innerhalb derer diese Praktiken artikuliert werden. Gefragt wird also nach der Art und Weise, wie diese Machtverhältnisse beschaffen sind? Auf welche Weise sie das konkrete Leben von Menschen beeinflussen? Wodurch sich diese Machtpraktiken verändern, aber auch wie sie verändert werden können? Mit dieser Ausweitung des Kulturverständnisses wird Kultur ausdrücklich in anthropologischem Sinn definiert: als eine Lebensweise, die sich in Institutionen und im Alltagsverhalten ebenso ausdrückt wie in Kunst und Literatur. Analyse von Kultur wird demnach zur Gesellschaftsanalyse. Vor diesem Hintergrund könnten wir auf den Wandel und die Krise um den Jugendbegriff auch gesellschaftspolitisch eingehen. Bemühen wir nochmals die Statistik und zwar für die aktuellen Verhältnisse in Österreich, entsprechend ernüchternd klingt der Befund: *„Österreich befindet sich wie andere westeuropäische Länder in einer Phase des Wandels von einer demografisch jungen zu einer demografisch alten Gesellschaft. Ursache dafür ist die sinkende Geburtenrate und der gleichzeitige Anstieg der Lebenserwartung. Bis zum Jahr 2050 wird die Lebenserwartung für Frauen von derzeit 82,68 Jahren auf 89 Jahre und für Männer von derzeit 77,13 Jahren auf 84,3 Jahre ansteigen.“* (Vgl. http://www.bmask.gv.at/site/Soziales/Seniorinnen_und_Senioren/Generationenbeziehungen/)

Angesichts eines solchen Befundes sollten wir die Krise bzw. das Verlustiggehen des Jugendbegriffs ernst nehmen und zwar weniger in einer wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive, sondern vielmehr in Relation zur aktuellen Bildungs- und Sozialpolitik. Denn während die Wissenschaften an der Abmontierung und Verwässerung des Begriffs kräftig beteiligt sind, können wir festhalten, dass der politische Alltag dem Jugendbegriff scheinbar nur in Zusammenhang mit dem Wahlrecht eine Relevanz zuspricht (Stichwort: Herabsetzung des Wahlalters in Österreich auf das 16. Lebensjahr). Die zahllosen Reden von Sparpaketen und Maßnahmen werden abseits dieser Generationen verhandelt⁴, denn zu diffus, zu heterogen scheinen die Interessen der

4 Beispielhaft und zugespitzt sei hier die ORF News-Headline vom Frühjahr 2012 angeführt, die v.a. die Überraschung und Newswertigkeit einer Parteiname dokumentiert: „In ihrer Kritik an den Sparplänen bekommen Jugendvertreter unerwartete Schützenhilfe von Wirt-

Jugendlichen, Interessenvertretung ist keine in Sicht, weshalb ich es wesentlich interessanter fände, sich die Krise, die sich angesichts des Generationenverhältnisses einstellt, in den Blick zu nehmen. Damit meine ich nicht die Zuspitzung eines vermeintlichen Generationenkonflikts, sondern die Fragen nach den verhältnismäßigen Anteilen an gesellschaftlichen Ressourcen, die es neu zu verteilen gilt, wenn Zuschreibungen wie Familienerhalter, Hausvorstand, in Ausbildung Befindende und so weiter fraglich geworden sind. Denn die Interessenvertretungen unserer Gesellschaft scheinen nach wie vor den Markierungen von klassischen Definitionen und Grenzen verpflichtet: die aller Wahrscheinlichkeit nach (aus)gebildete, alleinverdienende bzw. hauptsächlich verdienende, Anspruch auf legale Arbeit habende nationale *Normalbiographie*. Ob wir uns dieses hartnäckige Festhalten an überholten Zuschreibungen weiterhin leisten können, wage ich angesichts der Allgegenwärtigkeit von Globalisierungsprozessen zu bezweifeln. Wir leben zwar in einer der wohlhabendsten Gesellschaften der Welt, wie sehr wir jedoch von globalen Finanzmärkten und politischen Lagen abhängig sind, haben die letzten Jahre gezeigt. Dass Jugendliche die ersten sind, die Folgen solcher Veränderungen spüren, wird uns durch Länder wie Spanien, Portugal und Griechenland statistisch am Beispiel der Jugendarbeitslosigkeit⁵ sehr deutlich vorgeführt. Jung genug, um arbeitslos zu sein? Wobei es an dieser Stelle gerade nicht um den Umstand geht, den die Jugendforschung so lieb ge-

schaftskammer-Präsident Christoph Leitl (ÖVP). Er drängt auf nachhaltige Reformen: Der jungen Generation werde schon jetzt ein „Riesenschuldenrucksack“ hinterlassen, der in den nächsten Jahren noch größer werde.“ (<http://news.orf.at/stories/2104937/2104941/>)

- 5 Geht es nach der europäischen Statistikbehörde Eurostat, so hatte die Quote der arbeitslosen Jugendlichen in den 17 Ländern der Eurozone im März 2012 das Rekordniveau von durchschnittlich 22,1 Prozent erreicht. Während Österreich 8,9 Prozent aufweist, sind es bei Griechenland 52,7 Prozen, Spanien 51, 5 Prozent und Portugal 36,6 Prozent. (Vgl. www.dnet.at/elis/Tabellen/.../aminter_ALQJugendinter_Monat.pdf). Die politischen Implikationen solcher Zahlen machen es schwer, Zweckoptimismus zu bewahren.

wonnen hat, Jugend zu einem „Seismografen für gesellschaftliche Entwicklungen“ (Hurrelmann 2007:8) zu stilisieren, sondern sich den gesellschaftlichen Realitäten zu stellen und Verantwortung zu übernehmen. Denn wie Peter Dudek so pointiert in seine *Geschichte der Jugend* einführt, letztlich geht es um die dominante Mehrheitsmeinung: „*Geschichte der Jugend ist immer schon interpretierende Geschichte, überformt von den Etiketten der Erwachsenengesellschaft, geprägt von Jugendlichkeitsmythen in Literatur, Kunst, politischer Öffentlichkeit und gefiltert durch je zeitspezifische Jugendbilder [Hervorhebung im Orig.], denen zufolge Jugend nicht nur eine Geschichte hat, sondern selbst Geschichte macht.*“ (Dudek 2010: 359) Für die gegenwärtige Situation jedoch gilt, dass wir weder die Erwachsenengesellschaft eingrenzen noch die Altersstruktur begrifflich in angemessener Weise erfassen können, wie das Gerede von den jungen Alten letztlich aufgezeigt hat: Es mag auf einen flüchtigen Blick wie eine gelungen Werbekampagne erscheinen, die viele Produkte zu verkaufen sucht, gerechte gesellschaftliche Ressourcenverteilung ist damit nicht zu haben.

Literatur

- Andresen, Sabine (2005): Einführung in die Jugendforschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bollenbeck, Georg (1996): Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chun, Markus (2007): Jugendsprache in den Medien. Online abrufbar unter: <http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-17213/Jugendsprache%20in%20den%20Medien.pdf>.
- Dudek, Peter (2010): Geschichte der Jugend. In: Krüger, Heinz-Hermann, Grunert Cathleen: Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung. – Wiesbaden: VS Verlag, 2. überarbeitete Auflage, S. 359–376.
- Ferchhoff, Wilfried (1999): Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile.- Wiesbaden: Leske und Budrich, 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage.
- Horak, Roman (2002): Zur Jugendlichkeit verdammt. In: Ders. (2002): Die Praxis der Cultural Studies.- Wien: Löcker, 1. Auflage, S. 117–142.
- Hurrelmann, Klaus (2007): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. – München: Juventa, 9. aktualisierte Auflage.

- Kluge Norbert (2006): Frühpubertät im Verständnis des „säkularen Trends“ – Kennzeichen, Tatbestände, Ursachen, auffällige Verhaltensweisen. Online abrufbar unter: http://www.uni-landau.de/klu-ge/Beitraege_zur_S.u.S/Fruehpubert%E4t_im_Verstaendnis.pdf.
- Livi Bacci, Massimo (1999): Europa und seine Menschen, eine Bevölkerungsgeschichte. München: Beck.
- Lutter, Christine/Reisenleitner, Markus (2002): Cultural Studies. Eine Einführung. Wien: Löcker.
- Rousseau, Jean-Jacques (1993): Emile oder über die Erziehung. Stuttgart: UTB.
11. Shell Jugendstudie (1992).
- Stipsits, Reinhold/Bogner Romana (2008): Jugend im Fokus. Pädagogische Beiträge zur Vergewisserung einer Generation. Wien: Löcker.
- Wulf, Christoph (2001): Einführung in die Anthropologie der Erziehung. Weinheim und Basel: Beltz, 1. Auflage.
- Wulf, Christoph (2004): Anthropologie. Geschichte, Kultur, Philosophie. Hamburg: Rowohlt.

Zorica Rakić

JugendKultur

Der Begriff „Jugendkultur“ ist überaus komplex, was auch daran erkennbar ist, dass sich bei seiner wissenschaftlichen Betrachtung unterschiedliche Definitionen finden. Der Terminus „Jugendkultur“ bildet sich aus den Wörtern „Jugend“ und „Kultur“, weshalb im Folgenden eine kurze Erläuterung dieser beiden Begriffe erfolgt.

Das Wort „Jugend“ wird als Ausdruck für eine Phase im Leben eines Menschen verwendet und im wissenschaftlichen Diskurs in nachfolgende Abschnitte aufgliedert bzw. unterteilt:

1. „pubertäre Phase“ (von 12 bis 17 Jahren, bezeichnet als *frühere Jugendphase*)
2. „nachpubertäre Phase“ (von 18 bis 21 Jahren, bezeichnet als *mittlere Jugendphase*)
3. Übergangszeit zur Erwachsenenrolle (von 22 bis 27 Jahren, bezeichnet als *späte Jugendphase*) (vgl. Hurrelmann 2005: 40f).

Es ist darauf hinzuweisen, dass bezüglich oben erwähnter Altersangaben in der Forschung keine einheitliche Definition besteht. So finden sich in der Literatur Studien, die sich über das Ende der Jugendphase uneinig sind. Nachfolgendes Zitat verdeutlicht das:

„Jugendlichkeit ist daher nicht nur eine Frage des biologischen Alters, sondern eine generelle Lebenshaltung. Jugendlich sind diejenigen, die sich für jugendlich halten. Mit dem schon seit längerer Zeit zu beobachtenden Jugendkult in einer im demographischen Sinne sehr alten Gesellschaft, der zuweilen sogar den Erwachsenenstatus zum Verschwinden bringt, werden wenigstens symbolisch in vielen jugendlichen Selbstinszenierungen und jugendlichen Lebensstilausprägungen die ‚Attribute der Jugendlichkeit‘ gesichert (vgl. Lenzen 1991: 45; zit. nach Ferchhoff 2007: 24).“

Besonders die sozialen Umwelten bilden Lebensbereiche, deren Anforderungen von jungen Menschen berücksichtigt werden müssen und von diesen eine Auseinandersetzung in physi-

scher und psychischer, sowie in intellektueller, sozialer und kultureller Hinsicht fordern.

Aufgrund der Veränderung der Lebenserwartung im Laufe der Geschichte ist die Strukturierung der Lebensphasen ständig prozesshaft. Die Tatsache, dass um 1950 die Jugendphase und das „SeniorInnenalter“ erstmals ausdifferenziert wurden, forderte historisch gesehen zum ersten Mal neue innovative Angebote für die Jugendlichen, wie z. B. im Bereich der Berufsorientierung bzw. Bildung sowie für die SeniorInnen im Rahmen von Pflegeangeboten und Rente (vgl. Hurrelmann 2005: 17). Seit Anfang 2000 hat sich das Jugend- und SeniorInnenalter auf Kosten des Erwachsenenalters ausgedehnt. Die Vermutung liegt nahe, dass sich im Jahre 2050 die Kindheitsphase verkürzen und die Jugendphase weiter ausdehnen wird (vgl. ebenda: 17). Durch die Verlängerung des Lebensalters bildet sich eine weitere Lebensphase, nämlich jene des so genannten „hohen Alters“, welche jene Menschen zwischen 80 und 90 Jahren beschreibt. Das bedeutet, dass die traditionelle Rolle des Erwachsenenalters, welche um 1900 dominierte, nach hundert Jahren langsam seine Dominanz und seinen Einfluss verliert. Dadurch wird es ermöglicht, eine individuelle Gestaltung sowie Definition eines Lebenskonzeptes zu entwerfen, nicht zuletzt deshalb, da zugleich flexibel-variiere Lebensentwürfe verlangt werden.

Die oben beschriebene Ausdehnung der Lebensphase begreift die Jugend als eigene Lebensphase, die als biologisch-psychische Entwicklung zwischen Kind- und Erwachsenenalter definiert wird. Dieser Lebensabschnitt wird von Persönlichkeitsveränderungen begleitet, das eigene Verhalten wird markiert. Dieses orientiert sich aber immer an den jeweiligen sozialen, kulturellen und ökonomischen Bedingungen (vgl. ebenda: 19).

Weiters zeigt sich, dass die Jugend als Lebensphase zunächst ein „Produkt des Bürgertums“ war, das aufgrund monetären Wohlstandes eine längere Vorbereitung auf das Berufsleben unterstützen konnte (vgl. ebenda: 21). Mit der Ausweitung der allgemeinen Schulpflicht wurde die Herausbildung der Jugendphase beschleunigt. Inzwischen wird die Jugendzeit durch den Schulbesuch geprägt. Dabei lässt sich eine Veränderung dahingehend festhalten, dass der Besuch einer Schule nicht mehr von

geschlechts- sowie schichtspezifischen Merkmalen abhängt, sondern dass der besuchte Schultyp über die gesellschaftlichen und sozialen Langzeitperspektiven und damit einhergehend über die generellen Lebenschancen entscheidet. Somit ist Jugend seit den Fünfzigerjahren „zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Kategorie geworden (Hurrelmann 2005: 22).“ Die Jugendlichen arrangieren sich im sozialstrukturellen Rahmen mit vorgegebenen gesellschaftlichen Bindungen.

„Der gesellschaftlich erzwungene Aufschub des Übergangs in das Erwachsenenalter führt zu einer *strukturellen Solidarisierung der Angehörigen der Lebensphase Jugend* und erleichtert kollektive Artikulationsmöglichkeiten über Mode, Musik, Unterhaltung und verschiedene Aktionsformen (ebenda: 23).“

Obwohl die gesellschaftliche Legitimation fehlt, wird die Jugend als eigenständige Lebensphase bewertet, die ihre Nachteile dahingehend hat, dass die „Jugend“ und damit die Jugendlichen als unreif und unmündig empfunden werden. Durch Freizeit und Konsum werden sie „als Verfall von Arbeitstugenden wahrgenommen (ebenda: 23).“ Ein weiteres Argument bezieht sich auf das mögliche fehlende politische und soziale Engagement der Jugendlichen, was als Abweichung von der Gesellschaft und ihrem Wertesystemen interpretiert wird. Der nächste Faktor ist, dass junge Menschen oft einen gesellschafts- und sozialpolitisch marginalisierten Stellenwert haben. Besonders die Wertorientierungen und die Haltungen in dieser Lebensphase werden zu oft auf hormonelle Schwankungen reduziert. Und zu guter Letzt werden die jugendtypischen Problemverhaltensweisen wie z. B. Hyperaktivität, Aggressivität, Drogenkonsum sowie Fremdenfeindlichkeit als stereotype Eigenschaften der Jugendlebensphase klassifiziert. Dabei wird außer acht gelassen, diese als Ausdruck problematischer Lebenssituationen wahrzunehmen.

Die Jugendphase wird als Lebensabschnitt definiert und stellt einen Übergang dar, der sich schrittweise vom unselbstständigen Kind hin zum selbstständigen Erwachsenen vollzieht:

- Der Wechsel von Grundschule zur Mittel-, Hauptschule oder Gymnasium kann als Übergang von Kindheits- zum Jugendlichenalter festgelegt werden, die öffentlich-soziale Markie-

rung jedoch findet nicht während des Eintritts ins Jugendalter statt (vgl. ebenda: 32).

- Hinwendung zur Peer-Group, Distanzierung von Kindern und Entziehung von den Eltern und deren Einfluss. Die neuen Verhaltensweisen sowie möglicherweise provokatives Auftreten (Kleidung oder Haare) werden in dieser Phase entscheidend, und der außerelterliche Einfluss findet stärker statt. Die Freundschaften übernehmen überwiegend die primäre Rolle.
- Der Übergang vom Kind hin zum Jugendalter vollzieht sich in Form einer individuellen Veränderung. Die unterschiedlichen Biographien der jungen Menschen bekommen ihre eigene Gestalt.

Der Ausdruck „**Kultur**“ hat vielfältige Bedeutungen und kann die geistige bzw. die künstlerische und die kulturelle Gesamtheit eines Volkes bezeichnen. Kultur kann auch als eine „feine Lebensart“ gelten sowie in Zusammenhang mit Erziehung oder Bildung gesetzt werden. Ferner wird der Begriff „Kultur“ auch als Ausdruck für die Zucht von Bakterien oder von Lebewesen usw. verstanden (vgl. Drosdowski et al. 1997: 457).

Im kulturphilosophischen Verständnis wird der Ausdruck „Kultur“ normativ verstanden. Die Kultur der Gegenwart wird immer mit Idealen gemessen wie z.B. in der „griechischen Antike“ oder „Klassik“ (der Hochblüte eines Landes).

„Im Rahmen der Kultursoziologie wird Kultur als ein ‚lose gekoppeltes, dynamisches und fluktuierendes System‘ (Walter L. Bühler), in der Semiotik als ‚symbolische Interaktion‘ (Erving Goffman), als ‚Textmontage‘ (Clifford Geertz) oder als ein seine Mitglieder prägendes, sie zur vergegenwärtigenden Rekonstruktion zwingendes ‚kulturelles Gedächtnis‘ (Aleida und Jan Assmann) theoretisiert (Kimminich 2003).“

In der Soziologie wird der Begriff „Kultur“ unter anderem definiert als:

„Die Gesamtheit der Verhaltenskonfiguration einer Gesellschaft, die durch Symbole über die Generationen hinweg übermittelt wird; die Gesamtheit der Verhaltenskonfiguration einer jeden sozialen Gruppe; die

Gesamtheit der Symbolgehalte einer Gesellschaft (Religion, Kunst, Wissenschaft usw.) (Fuchs et al. 1994: 379).“

Im Zusammenhang mit dem Begriff „Kultur“ hat Pierre Bourdieu (1970) darauf aufmerksam gemacht, dass das Verhältnis von Kultur, Gesellschaft, sozialen Gruppen und Einzelnen sich nicht nur durch Interaktion regelt, „sondern ebenso vergesellschaftet und institutionalisiert ist wie (fast) alle anderen Beziehungen, die zwischen den vielfach ausdifferenzierten Systemen moderner Gesellschaften bestehen (ebenda: 201).“ Es zeigt sich, dass eine „Kultur“ stabil und weniger angreifbar ist, wenn sie durch anerkannte Instanzen geschätzt ist. Das Verhältnis von Kultur und Glaubwürdigkeit wird durch Legitimationsinstanzen, Institutionen und Personen geregelt. Am Beispiel des Raps in Wien lässt sich feststellen, dass hier zu wenig Tradition besteht, um tatsächlich von einer „Teilkultur“ sprechen zu können. Rap wird nicht öffentlich subventioniert wie z. B. klassische Musik oder Jazz: Ein Rapkonzert fällt unter ein Vergnügungsmuster, das mehr oder weniger pubertierende ZuhörerInnen anspricht, und gilt als eine Form, die Masse zu unterhalten. Damit ist Rap und seine Szene von vornherein am Rande angesiedelt, ebenso seine Legitimationsinstanzen wie Zeitschriften – beispielsweise *JUICE*¹ – und seine KritikerInnen. Insbesondere in Wien fehlen die Legitimationsinstanzen für die Gleichberechtigung des Raps und seiner Kultur, weshalb dieser Musikstil noch immer den Status einer Undergroundkultur hält. Um eine Legitimation der eigenen Rapkultur zu erlangen bzw. um sich Geltung zu verschaffen, werden immer wieder die Legitimationssysteme „verletzt“. Beispielsweise helfen überspitzte und übertriebene Schimpfwörter in Raptexten sowie eine inszenierte „Ghettoatmosphäre Wiens“ in den Videoclips, diesen Anspruch zu sichern.

Der Ausdruck **Jugendkultur(en)** kommt aus dem deutschsprachigen Raum vom bekannten Pädagogen Gustav Wyneken (1875–1964). Seine Interpretation des Begriffs „Jugendkultur“ geht davon aus, dass die „Jugend“ ein Lebensalter ist, das größte Offenheit für alle ethischen Wertungen und Haltungen hat. Ulrich Hermann (1985) machte in Bezug auf diesen Begriff darauf

1 Ein deutsches Hip-Hop-Magazin im Verlag Piranha Media.

aufmerksam, dass das Wort „Kultur“ in der Konzeption Waynekens (1913) zu stark auf die Schule bezogen wurde (vgl. Baacke 2004: 142).

Heute ist klarer, dass „Jugendkultur“ als solche nicht in der Schule stattfindet, sondern außerhalb entwickelt bzw. produziert wird, wie z. B. in Form von Rap und Hip-Hop oder Rock und Pop etc., also durch jene Ausdrucksdrucksformen, die vor allem von Medien getragen und bearbeitet werden. Medien stellen eine Art vermittelnde Instanz für die jugendkulturelle Orientierung dar. Die Familie und/oder die Schule spielen in diesem Kontext kaum eine Rolle. Das Wort „Kultur“ ist hier als ein Lebensraum zu verstehen, der tiefe kulturelle Dimensionen im Sinne von Tradition entbehrt. Heute definiert sich Jugendkultur über die „Kultur der Stile“, welche von den Medien geschaffen worden sind und über diese gelebt werden. Dieser Gehalt kann überwiegend im außerschulischen Bereich von PädagogInnen bzw. von bestimmten ExpertInnen diverser Institutionen wie z. B. Jugendzentren, Kommunikationszentren, Kulturvereinen sowie Vereinen der aufsuchenden Kinder- und Jugendbetreuung bei organisierten Workshops getragen werden. Die damit neu geschaffenen sozialen Treffpunkte und selbst organisierten Räume gehen auf Siegfried Bernfelds (1892–1953) zurück. Er war der Meinung, dass die Entwicklung einer neuen Jugendkultur die eigene Angelegenheit der GymnasiastInnen und StudentInnen sein soll und nicht jene der LehrerInnen (vgl. ebenda: 144).

Es zeigt sich, dass der Begriff „Jugendkultur“ im soziologischen Sinne unterschiedlich erforscht und unterschiedlich interpretiert wird: Über diesen Begriff gibt es verschiedene Entwürfe und Interpretationen wie u. a. die These, dass von Jugendlichen selbst kulturelle Elemente und Sozialformen geschaffen werden bzw. worden sind. Der kommerzielle Einfluss auf die Jugendkultur wird hier nicht miteinbezogen (vgl. Fuchs et al. 1994: 321).

Andere verstehen unter Jugendkultur die Verhaltensweisen von Jugendlichen sowie deren Vorstellungen, die aus der kommerziellen Verwertung eines Jugendideals wie z. B. Mode oder Fan-Clubs etc. entstehen. (vgl. ebenda: 321).

Jugendkultur gilt als Bereich, der von Jugendlichen getragen wird. Hier werden Vorstellungen, Stilelemente, Lebensentwürfe

etc. ausgelebt und gelebt. Dieses Verständnis von Jugendkultur postuliert ihren integrativen Ansatz, weshalb sie auch so verstanden werden kann (vgl. ebenda: 322). Der Begriff Jugendkultur im soziologischen Sinne bedeutet, „die Gesellungsformen von Jugendlichen sowie die darin wirkenden Normen und Wertvorstellungen, durch die sich Jugendliche (in der modernen Gesellschaft) von Erwachsenen unterscheiden (Fuchs et al. 1994: 321).“ Dieser Begriff wurde aus unterschiedlichen Blickpunkten, von denen einige im Folgenden dargestellt werden, beschrieben. Dabei ist zu betonen, dass das begriffliche Verständnis auch historisch bedingt war.

Der soziologische Theoretiker Shmuel Noah Eisenstadt (1956) definiert Jugendkultur als das Geflecht von altershomogenen Gruppen, Cliques und/oder Bekanntschaftsnetzen, welches am Übergang von der partikularistischen Welt der Herkunftsfamilie zur universalistischen Welt der Erwachsenenrollen entsteht (vgl. ebenda: 321). Da zwischen Familie und Gesellschaft ein struktureller Widerspruch besteht, suchen die Jugendlichen in der entsprechenden Jugendkultur eine Hilfestellung für die Bearbeitung ihrer tagtäglichen lebensweltlichen Herausforderungen. Dabei ist ein wesentlicher Faktor, dass die Herausbildung der jugendlichen Gruppen nicht-familiäre Dispositionen erleichtern.

James S. Coleman (1961) war der Ansicht, dass die Jugendkultur als gesellschaftliche Teilkultur neben anderen eigenständig existiert. Der wichtigste Faktor ist, dass Wertewelten wie z.B. Mode, Sport etc. autonom sind, insbesondere dadurch, dass sich die Gleichaltrigen an ihren Altergenossen und ihrer Peer-Group, aber nicht an den Erwachsenen orientieren (vgl. ebenda: 321f).

Globale Jugend und „ihre“ Kultur

Informations- und Kommunikationsentwicklungen können als Prozesse der Globalisierung betrachtet werden. Die Auswirkungen der globalisierten Phänomene der Medienwelt auf Jugendliche beziehen sich besonders auf die Nutzung und Formate der jeweiligen Botschaften, die medial und global sind. In diesem Kontext ist der Aufsatz *Jugend und Medien im Zeitalter der Globalisierung* von Sonja Ganguin und Uwe Sander (2007) von Bedeu-

tung. Die AutorInnen formulieren hier ihre These, welche sich auf Aneignungsperspektiven bezieht (die nicht unbedingt eine einheitliche globale Auswirkung haben), nämlich dahingehend, dass gleiche Medien und Medienbotschaften unterschiedlich rezipiert und abhängig von ihrem Kontext verarbeitet werden können (vgl. Ganguin/Sander 2007: 159). Als geeigneter Begriff in diesem Diskurs kann jener der „Glokalisierung“ von Roland Robertson (1998) genannt werden. Robertson (1998) schafft mit diesem Terminus eine Synthese bzw. eine Vermischung der Begriffe „Globalisierung“ und „Lokalisation“ und entwickelt daraus sein Konzept der „Glokalisierung“. Somit ist die „Glokalisierung“ als „Anpassung einer globalen Perspektive an lokale Umstände“ zu verstehen (vgl. Robertson 1998: 197, zit. nach Ganguin/Sander 2007: 160). Medien wie Internet, Fernsehen oder Zeitschriften sind für junge Menschen mittlerweile die zentrale Grundlage ihrer Existenz geworden. Damit repräsentieren die Jugendkulturen die Lebenshaltung und Habitusformen, die einerseits über die Distanz von Jugendlichen gelebt und andererseits durch die direkte Kommunikation vermittelt werden. Die elektronischen Medien (die in Verbindung mit Zeit und Raum stehen) werden deshalb als ein Überwindungsprozess von Zeit und Raum betrachtet.

Ein Medium wie z. B. das Internet soll nach Ganguin und Sander (2007) zwei Aufgaben bewältigen: Es schafft einerseits eine Speicherung über Zeiträume und konserviert demnach Kommunikation. Andererseits aber braucht Kommunikation selbst eine Übertragung, indem Räume überbrückt werden (vgl. ebenda: 162). Das Medium an sich ist als Botschaft zu verstehen, welche die Formen des Zusammenlebens des Menschen und deren Ausmaß steuert sowie gestaltet. In diesem Zusammenhang hat Medientheoretiker Herbert Marshall McLuhan (1994) seine These „The medium ist the message“ entwickelt. Er bezieht sich dabei nicht auf den Inhalt eines Mediums, sondern auf dessen Form und die entstandenen Auswirkungen (vgl. ebenda: 163).

Die Lebensstile der Jugendlichen werden durch Medien beeinflusst und drücken sich durch sie aus. Bestimmte Medien sind Indikatoren für globalisierende und „glokalisierende“ Tendenzen. Die globalen Beiträge und Ressourcen rühren daher, dass Medien als Raum global aufgenommen werden, gleichzeitig

werden sie aber lokal und damit unterschiedlich verarbeitet. Besonders kulturelle Identität strebt die eigene Authentizität an und vermeidet globale „Kontakte“, um sich von diesen nicht beeinflussen zu lassen. Die Räume der Interaktion sind überwiegend ein Gebiet, in dem die lokalen Identitäten konstruiert werden können. Ihrer Herkunft nach müssen diese aber nicht lokaler Natur sein. Deshalb ist Authentizität nicht als a priori zu definieren. So kann ein/eine Rapper/Rapperin zwar über Wien texten, er/sie muss sich dabei jedoch nicht ausschließlich auf „seine/ihre Stadt“ beziehen, sondern kann eine enge Verbindung zur urbanen Umwelt, besser gesagt zu anderen Weltmetropolen wie Berlin, Paris, New York etc. herstellen.

Besonderes der Medienmarkt konzentriert sich auf eine Mischung von lokalen und globalen Kulturen wie z. B. Rap bzw. Hip-Hop. Als Paradebeispiel dafür gilt *MTV*, das sein Ausstrahlungskonzept auf regionalspezifische Sendungen konzipiert, die sich überwiegend an ein junges Publikum richten (vgl. ebenda: 170). Die Jugendkulturen sowie ihre Stile werden nicht durch Medien (die importierten Fernsehprogramme) zwangsläufig „homogenisiert“, sondern werden in die lokalen Systeme eingebaut, die als solche junge Menschen ansprechen. Deshalb können globale Medien die kulturellen lokalen Praktiken beeinflussen. Das führt zu einer neuen Konstruktion, die von Traditions- und Bedeutungsstrukturen abweicht. Die Globalisierung und deren Ausmaß der Beeinflussung sowie Rezeptionsmuster und Lebensweisen der Jugendlichen können als ein ständig laufender Prozess gesehen werden, der „glokale“ Tendenzen und Merkmale aufweist, die nicht mehr wegzudenken sind.

„Glokale“ musikalische Jugendkultur

Schon seit 20 Jahren tritt *MTV* mit dem Slogan „One world, one music“ auf und hat sich in die lokalen und regionalen Musikströmungen integriert, indem es für lokale Verhältnisse seine Programme adaptiert (vgl. Möller 2007: 267). Die Populärmusik als Genre hat unterschiedliche Trends und Vermischungen der unterschiedlichen musikalischen Traditionen absorbiert, bearbeitet und getragen. Die Musik an sich hat eine Universalsprache

und demnach keine territoriale Bedeutung. Diese erhält sie erst dann, wenn sie in der Sprache eines bestimmten Landes bzw. in einer Sprache, welche einer bestimmten Nation bzw. einem Kontinent zuordenbar ist, vorgetragen wird. Demnach haben die internationalen Stars der Popmusik bzw. des Raps eine globale Auswirkung und einen „glokalen“ Charakter. Der Umgang mit Musik bezieht sich zum Teil auf die „Ich-Identität“, die mit der sozialen und kulturellen Identität die Gemeinsamkeiten und Unterschiede festlegt.

In globalen Jugendszenen kann die Popularität einer bestimmten Musikrichtung oder eines Musikstils auch von der „linken“ sowie „rechten“ politischen Szene für sich herangezogen und ausgenutzt werden. Die Grenzen zwischen musikalischem Mainstream und rechtsradikalen Botschaften wie z. B. im Rap können fließend verlaufen. Am Beginn des 21. Jahrhunderts ist besonders im Rap ein Paradoxon zu beobachten: Einerseits gibt es im Rap seit jeher eine linke, das Establishment hinterfragende Tendenz, andererseits sind auch immer wieder rechte Einflüsse zu beobachten. Ein Beispiel ist der deutsche Rapper *Bushido*, der einen Migrationshintergrund hat und in seinen Texten rassistische sowie nationalsozialistische Parolen propagiert und damit die „rechte“ politische Szene unterstützt. Nachfolgende Aussage von *Bushido* soll dies verdeutlichen:

„Gut. Es gefällt mir nicht, dass es inzwischen das Tollste ist schwarz zu sein. Gut. Ich hasse diesen HipHop Nigger Einfluss auf die weiße Rasse‘; ‚salutiert, steht stamm, ich bin der Leader wie a‘; ‚Du Zigeuner, das Ghetto hat kein Platz für dich‘; ‚Ich könnt‘ lauter schreien, doch ich bin der mit dem harten Schwanz. Ich mach‘ jetzt Ernst und bring Rap wieder ins Vaterland.‘ (vgl. Loh 2005: 115, zit. nach Möller 2007: 274).“

Hervorzuheben ist jedoch, dass die musikalische Sozialisation ein komplexer Lernprozess für jeden Menschen ist, welcher anfänglich besonders durch die Eltern, die Verwandten und die Nachbarschaft beeinflusst wird. Mit steigendem Alter werden die Kinder und Jugendlichen zunehmend durch die Schule bzw. die LehrerInnen und vor allem durch die Peer-Group sowie durch den Einfluss der Medien und durch ihre Musikidole geprägt.

Somit kann man festhalten, dass Jugendliche bestrebt sind, sich in Gleichaltrigengruppen zu finden, wobei als verbindendes Element gleiche oder ähnliche Wertüberzeugungen gelten, unabhängig von ihrer Herkunftskultur bzw. von ihrem Herkunftsmilieu. Damit hat die Jugendkultur einen globalen wie auch einen lokalen Charakter, welcher sich nicht auf Schichtunterscheidung, sondern auf gemeinsame Interessen und Ziele der jungen Menschen bezieht.

Stadt als Lebensraum

Die Stadt ist als Lebensraum eine Vermischung von Kulturen, Traditionen und verschiedenen Sprachen. Sie ist Trägerin globaler sowie lokaler Trends und kann als ein Ort und somit als ein bestimmter Raum verstanden und interpretiert werden (vgl. Chambers 1996: 108). Jede Stadt hat auch einen Stadtplan, in dem die räumliche Verteilung aufgezeichnet ist. Nicht zuletzt dadurch werden die aktuellen ökonomischen, politischen und kulturellen Machtverhältnisse projiziert: z. B. das Zentrum, die Peripherie, der Vorort, das Wohnviertel, der Flughafen usw. Damit wird eine Form der Stadt bzw. eines bestimmten Standortes als ein „urbaner Körper“ skizziert (vgl. Chambers 1996: 109). Die Stadt an sich und vor allem jene Städte, welche als zeitgenössische Metropolen gelten, zeichnen sich dadurch aus, dass die geschlechtlichen und ethnischen Differenzen der sozialen Gruppen von den Zentren in die Peripherien verlagert wurden. Es ist jedoch darauf hinzuweisen, dass diese Aufteilungen veränderbar sind. Die Städte tragen in sich auch die Ereignisse, Bewegungen und Erinnerungen der in ihnen lebenden Menschen. Damit ist eine moderne Stadt bzw. eine Metropole, in der die kulturelle Komplexität gelebt wird, ein fruchtbares Territorium für die Entstehung von Szenen, wie jener der Rapszene. Ferner bilden sie auch einen geeigneten Raum für ihre weitere Entwicklung, Entfaltung und Erhaltung.

In den Städten findet sich eine Konzentration von MigrantInnen aus unterschiedlichsten Ländern und Kontinenten (vgl. Sassen 2000: 88). Die Großstädte bieten Arbeitsplätze, wobei die Beschäftigungsverhältnisse laufend von der aktuellen Beschäfti-

gungspolitik rekonfiguriert und reformiert werden. Besonders in den letzten Jahren, am Beginn des 21. Jahrhunderts, wird vom Arbeitsmarkt bzw. von den ArbeitgeberInnen verstärkt nach hochqualifizierten MigrantInnen verlangt. Gleichzeitig schwinden jene Arbeitsplätze, die in den letzten 30 Jahren überwiegend MigrantInnen Beschäftigung boten und immer noch bieten (vgl. ebenda: 88). Die Vermutung liegt nahe, dass Menschen mit Migrationshintergrund in Bezug auf ihren Arbeitsplatz tendenziell noch mehr an die Peripherie der Gesellschaft gedrängt werden: Nicht nur, dass sie meistens unattraktive, niedrig qualifizierte, gering entlohnte Arbeitsplätze ohne Aufstiegsmöglichkeiten angenommen und akzeptiert haben, sondern es scheint auch, dass sie für die hoch industriell entwickelten Städte bzw. Länder des Westens und deren arbeitsmarktpolitischen Anforderungen als Arbeitskraft noch ungefragter geworden sind. Wird ein Blick auf die Kinder und Jugendlichen dieser MigrantInnen geworfen, so zeigt die Studie *Chancen von Jugendlichen Gastarbeiterkinder in Österreich* WISO 27. Jg. von Gudrun Biffl (2004) kein „rosiges“ Ergebnis. Nach Biffl (2004) übernimmt auch die nächste Generation weiter die Berufe ihrer Eltern. Damit lässt sich vermuten, dass die Arbeitsmarktresource knapper wird und sich die schichtspezifischen Unterschiede sowohl im schulischen als auch im kulturellen und sozialen Bereich aufgrund der räumlichen Verteilung in den Städten zuspitzen werden. Es scheint, dass aufgrund der sozialen Ungleichheiten und der kulturellen Unterschiede in der westlichen Welt eine ständig wachsende „ethische Klassenkluff“ entsteht.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass ein wesentlicher Aspekt der Jugendkulturen die Möglichkeit ist, durch neue inhaltliche und formale Gestaltungsmöglichkeiten eine Art von Authentizität zu artikulieren, indem die ästhetische Diskussion über Kriterien immer in Bewegung bleibt.

Literatur

- Baacke, Dieter (2004): *Jugend und Jugendkulturen*; Verlag JUVENTA, Weinheim und München.
- Biffl, Gudrun (2004): *Chancen von Jugendlichen Gastarbeiterkinder in Österreich*, WISO 27., Nr. 2, Linz.

-
- Chambers, Iain (1996): *Migration, Kultur, Identität*; Band 3; Stauffenburg Verlag, Tübingen.
- Drosdowski, Günter, Scholze-Stubenrecht, Werner und Wermke, Matthias (Hrsg.) (1997): *Das Fremdwörterbuch*; Band 5; Dudenverlag, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Ferchhoff, Wilfried (2007): *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile*; VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Fuchs-Heinriz Werner, Lautmann, Rüdiger, Rammstedt, Otthein und Wienold, Hanns (Hrsg.) (1994): *Lexikon zu Soziologie*; Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Ganguin, Sonja und Sander, Uwe (2007): *Jugend und Medien im Zeitalter der Globalisierung* in: *Globale Jugend und Jugendkultur. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung*, (Hrsg.) von Villányi, Dirk, Witte, Matthias D. und Sander, Uwe; JUVENTA Verlag, Weinheim und München.
- Hurrelmann, Klaus (2005): *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*; Verlag JUVENTA, Weinheim und München.
- Kimminich, Eva (Hrsg.) (2003): *Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen. Kulturelle Identität. Konstruktionen und Krisen* von Kimminich, Eva, Band 3; Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Möller, Hartmut (2007): *Koordinaten im Umgang mit globalen musikalischen Jugendkulturen*, in: *Globale Jugend und Jugendkultur. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung* (Hrsg.) von Villányi, Dirk, Witte, Matthias D. und Sander, Uwe; JUVENTA Verlag, Weinheim und München.
- Müller-Bachmann, Eckart (2007): *Strukturelle Aspekte jugendkultureller Vergemeinschaftungsformen im Zeitalter der Globalisierung*, in: *Globale Jugend und Jugendkultur. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung* (Hrsg.) von Villányi, Dirk, Witte, Matthias D. und Sander, Uwe; JUVENTA Verlag, Weinheim und München.
- Robertson, Roland (1998): *Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit*, in: *Perspektiven der Weltgesellschaft* (Hrsg.) von Beck, Ulrich; Verlag Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Sassen, Saskia (2000): *Dienstleistungsökonomischen und die Beschäftigung von MigrantInnen in Städten*, in: *Migration und Stadt. Entwicklungen, Defizite, Potenziale* (Hrsg.) von Schmals, Klaus M.; Leske und Budrich, Opladen.
- Willis, Paul: *Profane Culture, Rocker, Hippies. Subversive Stile der Jugendkultur*; Verlag Syndikat, Frankfurt am Main, 1981.

Jugendkultur in der Krise?

Eine Betrachtung von Jugendkulturen im Kontext der Arbeitsgesellschaft und sozialer Zugehörigkeiten

1. Einleitung

Dieser Artikel behandelt die Thematik „Jugendkultur in der Krise“ hinsichtlich zweier Aspekte: Zum einen wird dargestellt, wie Jugendliche von den strukturellen Veränderungen der Arbeitsgesellschaft betroffen sind und wie die Teilnahme an Jugendkulturen die neuen Anforderungen, mit denen sich Jugendliche konfrontiert sehen, bewältigbar machen. Zum anderen wird Jugendkultur im Zusammenhang mit sozialen Zugehörigkeiten behandelt und der Frage nachgegangen, ob Jugendliche die Teilnahme an bestimmten Jugendszenen unabhängig von sozialen Kategorien wie Schicht oder Ethnizität wählen können.

2. Jugendliche und Übergänge in der Krise: ModernisierungsgewinnerInnen und -verliererInnen

Die „Krise“ ist ein zurzeit gerne erwähntes Schlagwort, das sich auf die negative ökonomische Entwicklung im Zusammenhang mit dem Einbruch des Banken- und Finanzwesens in den westlichen Industrienationen seit Ende der Nuller-Jahre bezieht. Durch diese Krise wird eine besondere ökonomische Entwicklung verstärkt, von der in erster Linie Jugendliche betroffen sind. Im Vergleich zu früheren Generationen sehen sich Jugendliche mit einem ausgrenzenden Arbeitsmarkt konfrontiert, an dem nicht alle teilhaben können. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt seit den 1980er Jahren über jener der Gesamtbevölkerung und steigt dazu seit 2000 überproportional an (Biffl 2011). Das wiegt umso schwerer, als dass die Konsumgesellschaft ausgeprägter ist denn je und Partizipation in der Gesellschaft noch deutlicher über die

Erwerbsarbeit erfolgt. Im Allgemeinen haben ArbeitgeberInnen trotz Klagen über einen branchenbezogenen Fachkräftemangel eine große Auswahl und somit große Anforderungen. EinsteigerInnen in den Arbeitsmarkt können immer weniger eine feste Anstellung erwarten, sondern müssen sich, um die dafür notwendige Praxis nachweisen zu können, in der Regel auf prekäre Arbeitsverhältnisse einlassen. Die Generation „Praktikum“ kann aber auch nach unentgeltlichen Internships vorerst nur auf Werkverträge, Teilzeitjobs, freie Dienstverträge oder geringfügige Beschäftigungen hoffen. Typisch ist auch, dass die Zeiten von Erwerbsarbeit von (oft finanziell nicht abgefängerter) Arbeitslosigkeit und/oder von Zusatzausbildungen unterbrochen werden. War der „zweite Bildungsweg“ für vergangene Generationen eher Ausnahme denn Regel, weisen heute manche Biographien geradezu multiple Bildungswege auf.

Das bedeutet, dass der ehemals lineare Übergang vom Schulsystem in den Arbeitsmarkt nun vielmehr zerrissen ist und eher als Wellenbewegung mit Höhen und Tiefen zu begreifen ist. In der Jugendforschung wird das Phänomen auch als „Yo-yo“ (Bois-Reymond/Blasco 2003) bezeichnet: Wie das Yo-yo-Spielzeug werden Jugendliche heute in diesem Übergangsprozess hinauf- und heruntergeworfen. Der Übergang von der Schule in die Arbeit war aber ein markanter Grenzstein im Übergang zum Erwachsenensein. Was bedeutet es nun, wenn Jugendliche diesen Übergang nicht im entsprechenden Alter erreichen können bzw. wenn sich der Übergang auf einen Zeitraum von einem Jahrzehnt oder länger zieht?

Von der unsicheren Erwerbssituation sind zudem auch weitere Bereiche, die einen Übergang ins Erwachsenenleben markieren, betroffen. Viele junge Erwachsene können sich keine eigene Wohnung finanzieren und/oder warten mit der Familienplanung, bis eine finanzielle Absicherung realistischer erscheint. Jugendliche werden nun üblicherweise trotzdem erwachsen, aber die Spanne, in welcher der Prozess stattfindet, ist größer geworden. Die Jugendphase hat sich für die meisten Jugendlichen verlängert, wobei der Spielraum groß ist und wiederum von anderen sozialen Kontexten wie den vorherrschenden kulturellen Werten und dem Bildungshintergrund abhängt.

In der Jugendforschung unterscheidet man zwischen Jugendlichen (Teenageralter, bis 19 Jahre) und jungen Erwachsenen (von 20 bis 29 Jahren) (vgl. Arnett 2004). Als „erwachsen“ wird jemand bezeichnet, wenn er eine große Verantwortlichkeit übernommen hat. Das kann entweder ein Job mit Verantwortung sein (gleichzeitig kann es sich aber um ein prekäres Dienstverhältnis handeln) oder das erste Kind. Dementsprechend groß ist die Spannbreite, mit welchem Alter eine junge Person ins Erwachsenenalter eintritt.

Der Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft geht mit einer hohen Erwartung an Flexibilität von ArbeitnehmerInnen einher. Wir finden einen segmentierten Arbeitsmarkt vor, in dem sich neben einem relativ sicheren Kernsektor mit langfristigen Normalarbeitsverhältnissen auch ein sekundärer Sektor mit prekären Arbeitsverhältnissen herausgebildet hat (Spannring 2007). Diese sind oft gekennzeichnet durch fehlende feste Arbeitszeiten und dafür jederzeitige Verfügbarkeit. Forschungsergebnisse weisen darauf hin, dass sich flexible Arbeit auf verschiedene Bevölkerungsgruppen in unterschiedlicher Weise auswirkt (ebd.). Von dieser Flexibilität sind gerade junge Menschen besonders betroffen, aber nicht alle betrachten sich als benachteiligt. Es gibt auch jene, die von diesem System profitieren („ModernisierungsgewinnerInnen“): Junge, meist überdurchschnittlich Gebildete wollen sich noch nicht auf einen bestimmten Beruf und einen bestimmten Arbeitsplatz festlegen, und es entspricht ihren Vorstellungen, in verschiedenen kurzfristigen Jobs unterschiedlichen Tätigkeiten nachzugehen und so weiter zu lernen und auszuprobieren, wo ihre Stärken sowie interessante und geeignete Aufgaben liegen könnten. Flexible Arbeitsverhältnisse können auch Handlungsräume neben der Erwerbsarbeit öffnen, zum Beispiel wenn Studium und Arbeit vereinbart werden müssen.

Große Bevölkerungssegmente innerhalb der Gruppe der Jugendlichen und jungen Erwachsenen profitieren aber nicht von der geforderten Flexibilität und Eigenverantwortlichkeit („ModernisierungsverliererInnen“). Die erfolgreiche Absolvierung eines Bildungsabschlusses scheint nicht mehr auszureichen, sondern Soft Skills müssen selbstständig erworben werden. Diese

Individualisierung von Bildung unter dem Schlagwort „lebenslanges Lernen“, das die Verantwortung vom Schulsystem auf die Einzelnen verlagert, findet sich im Zusammenhang mit der Problematik der Arbeitslosigkeit: Nicht die Arbeitslosenquote oder der Arbeitsmarkt sind an der Arbeitslosenquote schuld, sondern das Fehlen von persönlichen Kompetenzen. Gerade Jugendlichen mit bildungsferner Herkunft bleibt der Arbeitsmarkt verschlossen, und in Maßnahmenprogrammen wird versucht, die „Mängel“ der Jugendlichen durch Kompetenzanalysen und Stärkung von Soft Skills auszugleichen. In vielen Fällen führt die Teilnahme an einer Maßnahme nicht zu einem Beruf oder Job, sondern zu einer „Maßnahmenkarriere“. Die entsprechenden „Maßnahmenjugendlichen“ werden durch die Teilnahme in solchen Kursen stigmatisiert und erfahren erneut Ablehnungen von DienstgeberInnen und letztlich einen Ausschluss vom Arbeitsmarkt.

Die verschiedenartige Betroffenheit der Auswirkungen des Strukturwandels der Arbeitsgesellschaft wird als „strukturierte Individualisierung“ bezeichnet (Roberts/Clark/Wallace 1994). Forschungsergebnisse aus einer Panelstudie, die Jugendliche zur schulischen und beruflichen Laufbahn interviewt hat, belegen, dass es von der Bildung abhängt, wie rasch der Einstieg in den Arbeitsmarkt erfolgt: Jugendliche mit Lehrabschluss finden am schnellsten einen Job und erleben einen unproblematischen Übergang. Bei den befragten MaturantInnen und HochschulabsolventInnen dauerte es in der Regel ein halbes Jahr. Am schwierigsten und langwierigsten war der Übergang für jene Befragten, die nur die Pflichtschule abgeschlossen hatten (Spannring 2007). Wie sehr der Übergang in das Berufsleben geglückt ist, kann auch daran gemessen werden, ob die erste Arbeit der Ausbildung der Jugendlichen entspricht. Während das auf fast alle befragte Vollerwerbstätigen zutrifft, konnte nur rund die Hälfte der prekär Beschäftigten ihre Ausbildung in einen adäquaten Job umwandeln (ebd.). Die Panelstudie konnte weiters zeigen, dass Vollerwerbstätige in ihrer bisherigen Laufbahn signifikant weniger Jobwechsel und weniger Arbeitslosigkeit als prekär Beschäftigte und Arbeitslose ausgesetzt waren. Insgesamt waren rund ein Viertel der befragten Jugendlichen zwischen 19 und 25 be-

reits zumindest einmal arbeitslos (ebd.). Das entspricht den aktuellen Zahlen des österreichischen Jugendberichts (Lassnigg 2011).

Flexible Arbeit scheint also auch für jene, die kurzfristig von den Handlungsfreiräumen des flexiblen Arbeitens profitieren, neue Unsicherheiten und Risiken zu beherbergen. Wer prekären Beschäftigungen nachgeht, findet ein grobmaschiges soziales Netz vor. In Österreich sind viele Sozialleistungen an Erwerbsarbeit geknüpft, die sich aber am Modell des/der Vollzeitbeschäftigten und des männlichen Alleinverdieners orientiert. Dieses „konservative erwerbszentrierte Übergangsregime“ (Walther 2000) ermöglicht es Jugendlichen und jungen Erwachsenen oft nicht, nach der Beendigung von prekären Beschäftigungsverhältnissen Arbeitslosengeld zu beziehen. Damit werden gerade jene ArbeitnehmerInnen, die diese Sozialleistung am häufigsten in Anspruch nehmen müssen, davon ausgeschlossen. Nachdem auf kein stabiles Einkommen vertraut werden kann, birgt das Konzept des prekären Arbeitens große Unsicherheiten hinsichtlich der Zukunftsplanung. Zudem scheint die Gefahr groß zu sein, dass sich das Ausüben prekärer Beschäftigungen aufgrund höherer Betroffenheit von Arbeitslosigkeit, geringerer adäquater Beschäftigung und geringeren Aufstiegschancen perpetuiert und ein Erwerbsleben mit einer kontinuierlichen Vollerwerbstätigkeit nie erreicht wird.

Freilich bleibt festzuhalten, dass dieses Phänomen nicht nur das jüngere Bevölkerungssegment betrifft, aber während bisher vorwiegend benachteiligte Gruppen von Teilzeit- und Leiharbeit (Frauen, EinwanderInnen) betroffen waren, scheinen die neuen Formen von Prekarität in der jüngeren Bevölkerung zur Normalität zu werden. Unter den „ModernisierungsverliererInnen“ scheinen dabei bestimmte Jugendgruppen wie die zweite und dritte Generation und/oder bildungsferne Jugendliche am stärksten vertreten zu sein.

3. Jugendkulturen im Kontext des Strukturwandels und sozialer Zugehörigkeiten

Das vorhergehende Kapitel hat gezeigt, unter welchen Bedingungen Jugendliche heute heranwachsen und welche Entwicklungsarbeit dabei notwendig ist. Biographien sind weniger vorgezeichnet, sondern müssen zunehmend selbst entworfen und verwirklicht werden. Identitätsarbeit nimmt daher im Jugendalter und in der Phase des Übergangs eine besondere Bedeutung ein. In diesem Zusammenhang können auch Zugehörigkeiten zu Jugendkulturen eine wichtige Rolle spielen. Jugendkulturen bieten einen geschützten Raum, in welchem Identitäten und Zugehörigkeiten probiert werden können (Waechter 2011a). Die Teilnahme in Jugendkulturen bietet die Möglichkeit, sich im Rahmen der Gruppe von anderen abzugrenzen. Die Abgrenzung erfolgt zum einen gegenüber Älteren (z.B. die Elterngeneration oder ältere Jugendliche) und Jüngeren (Kinder und Tweens, die den Status von Jugendlichen noch nicht erworben haben, oder jüngere Jugendliche) und zum anderen auch gegenüber Gleichaltrigen, die Teil einer anderen oder gar keiner Jugendkultur sind (Waechter 2006).

Jugendkulturen sind eine großartige Spielwiese für zwei zentrale Aufgaben, die Jugendliche zur Identitätsentwicklung leisten müssen: Selbstdarstellungen und Selbstinszenierungen sowie Verbindungsfähigkeit mit Gleichaltrigen (Subrahmanyam et al. 2007). Jugendkulturen zeichnen sich gerade durch einen starken Zusammenhalt nach innen aus, der auch durch die Abgrenzungsmechanismen nach außen funktioniert. Wenn sich Jugendliche jugendkulturell inszenieren, drücken sie einerseits ihre Individualität und Einmaligkeit und andererseits (Gruppen-)Zugehörigkeit aus (Stauber 2001). Jugendliche bedienen sich aber für ihre Selbstinszenierungen nicht nur im Rahmen einer einzigen gewählten Jugendkultur, sondern benutzen jugendkulturelle Symbole aus verschiedenen Szenen für eine „gesampelte“ Inszenierung (Waechter, in Druck). Dabei befindet sich die Selbstdarstellung immer im Spannungsfeld zwischen Distinktion und Zugehörigkeit. Die jugendkulturellen Akteure können damit der Anforderung der Arbeitsgesellschaft nach Flexibilität nachkom-

men. Je flexibler sie sind, desto leichter kann mit dem sozialen Wandel umgegangen werden und die individuelle Einbettung in Jugendkulturen kann nun gerade jenen „Halt im Wandel“ bieten, der notwendig ist, weil traditionelle Haltepunkte verloren gehen (Stauber 2001, S. 65).

Den Jugendlichen steht für ihre mehr oder weniger aktive Teilnahme auf den ersten Blick eine Fülle von Jugendkulturen, aus denen sie wählen können, zur Verfügung. Tatsächlich ist die Auswahl immer noch von sozialen Kategorien mitbestimmt. Dabei handelt es sich um eine sehr frühe Erkenntnis in der Geschichte der Jugendkulturforschung. Das in den 1960er Jahren gegründete Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) benutzte den Begriff der „Subkultur“, um zu zeigen, dass die Mitgliedschaft in Jugendkulturen stark an Zugehörigkeiten nach sozialer Klasse gekoppelt ist. Es wurde erklärt, dass die jugendlichen Subkulturen in bestehende Klassenstrukturen eingebettet sind, d.h. bestimmte Subkulturen sind entweder ein Subsystem der dominanten Kultur der Ober- und Mittelschicht oder ein Subsystem der Kultur der Arbeiterklasse (z.B. Willis 1981). In dieser Denkweise entwickeln sich Jugendkulturen immer in Abhängigkeit zu ihrer jeweiligen Klassenstruktur.

Beginnend etwa in den 1980er Jahren geriet dieser Ansatz zunehmend ins Lauffeuer der Kritik. Im deutschsprachigen Raum hatte Baacke (1987) drei Argumente entwickelt, die zeigen sollten, warum der Begriff der Subkultur nicht mehr zur Beschreibung und Erklärung von Jugendkulturen herangezogen werden sollte: Erstens wären Subkulturen nicht mehr als Kultur unterhalb der dominanten Kultur zu verstehen, zweitens ginge die Subkulturtheorie fälschlicherweise davon aus, dass einzelne Subkulturen präzise lokalisierbar sind, entweder nur in einer bestimmten Schicht auftreten oder mit einer bestimmten politischen Einstellung verbunden sind, und drittens sind Subkulturen nicht als unabhängige Teilsegmente der Gesellschaft zu verstehen, sondern es gibt eine Fülle von Übergängen zur Gesamtgesellschaft, die berücksichtigt werden müssten.

Ähnlich dem gesamtsoziologischen Diskurs, der von einer Individualisierung und Auflösung der Klassengesellschaft spricht und nach welchem Lebensstile anstatt sozialer Klasse die Gesell-

schaft strukturieren (z.B. Beck 1983, 1986), setzte auch in der Jugendkulturforschung eine starke Strömung ein, welche die Teilnahme in Jugendkulturen als klassenunabhängigen Prozess und als Ausdruck individueller Vorlieben verstand. Dementsprechend wurde auch die Begrifflichkeit gewechselt: Anstelle von Subkultur wurde der Begriff Jugendszenen auch für überregional auftretende Jugendkulturen verwendet. International wurde dieser Ansatz als „post-subcultural“ bezeichnet und sowohl von britischen wie auch deutschen ForscherInnen vertreten (Muggleton 2000, 2005; Ferchhoff 2006, 2007; Baacke 2004). Ausgehend vom gesamtgesellschaftlichen Strukturwandel im Sinne von Individualisierung, Destandardisierung und Entstrukturierung, wie er auch im ersten Kapitel beschrieben wurde, wurden auch Jugendkulturen bzw. Jugendszenen als flexibel, kurzfristig und offen beschrieben. Nicht bestritten wird seine Erkenntnis, dass Jugendliche gleichzeitig in verschiedenen Jugendszenen mehr oder weniger partizipieren können, und dass es auch weniger strikte Abgrenzungslinien zur (erwachsenen) Gesamtgesellschaft gibt. Kritisiert wird dagegen die Annahme, dass die Auswahl der Jugendkulturen auf individueller Basis ohne Abhängigkeit von Klassenstrukturen getroffen wird bzw. die allgemeine Vernachlässigung struktureller Betrachtungen (Waechter, in Druck; Shildrick/McDonald 2006).

Ohne Zweifel ist die jugendkulturelle Teilnahme vom sozialen Wandel nicht ausgeschlossen. Jugendliche können heute freier entscheiden, welche Jugendkulturen für sie interessant sind und welche Elemente und Beteiligungsformen verschiedener Szene sie zu ihrer persönlichen Bricolage kombinieren. Es ist einfacher, zu jugendkulturellen Beteiligungen zu wechseln, und die Berührungspunkte und Übergänge zur Gesamtgesellschaft haben sich verstärkt. Dennoch haben soziale Kategorien als Wegweiser für die Teilnahme an Jugendkultur weniger an Bedeutung verloren als oftmals behauptet. Der wesentliche Unterschied zwischen den von dem CCCS beschriebenen Jugendkulturen und den heutigen Jugendszenen besteht zwar darin, dass Jugendlichen heute nicht mehr jeweils nur die klassenspezifisch zugeordneten Jugendkulturen zur Verfügung stehen (so wie damals Hippies vorwiegend aus der Ober- und Mittelschicht

stammen), aber erstens sind solche Mechanismen auch heute noch wirksam, und zweitens verlaufen die sozialen Trennlinien heute vor allem innerhalb bestimmter Jugendkulturen und vermehrt entlang ethnischer Segmentierung. Hip Hop zum Beispiel kann viele Formen annehmen, vom provozierenden „Unterschichten“-Hip Hop zum intellektuellen „Studenten“-Hip Hop. Dementsprechend kann Jugendkultur auch für seine Akteure eine völlig andere Bedeutung einnehmen. Es gibt auch nicht die Technoszene, sondern in jeder Großstadt eine Vielzahl von Szenen, die sich unter dem Titel Techno subsummieren lassen. Ein Jugendlicher mit türkischem Migrationshintergrund wird dabei andere Veranstaltungsformen, Orte und Selbstinszenierungen wählen als ein weißer Jugendlicher aus einer Akademikerfamilie, der am Wochenende schick ausgehen möchte oder als die weiße Mittelschichtsjugendliche, die auf illegalen Freetekno-Partys ihre gesellschaftskritischen Vorstellungen umsetzen kann. Berührungspunkte zwischen diesen Jugendlichen bzw. deren „Szenen“ gibt es dabei kaum. Auch die Musik hat eine solche Ausdifferenzierung in verschiedene Subgenres erlebt, dass „Techno“ nur eine vage Hülle ist. Zudem gibt es auch heute noch klassen-, geschlechts- und ethnisch bindende Mechanismen. Einem/einer Jugendlichen einer Akademikerfamilie wird es schwerfallen, sich in eine Hooligan-Szene zu integrieren, sowie es einem/einer Jugendlichen mit türkischen Migrationshintergrund schwerfällt, sich in der Punkszene wohlfühlen. Manche Jugendkulturen scheinen im Zuge ihrer Ausdifferenzierung offener gegenüber potentiellen TeilnehmerInnen anderer sozialer Zugehörigkeiten zu werden und ermöglichen die Entstehung neuer Szenen. Für musikorientierte Jugendkulturen wie Techno oder Hip Hop ist das leichter als für Jugendkulturen, die zusätzlich zu Sport oder Musik auch ideologisch orientiert sind, wie wir am Beispiel der Hooligans und der Punks sehen konnten. Wenngleich auch meine dargelegten Erkenntnisse teils aus Beobachtung und qualitativen Interviews mit Szenemitgliedern stammen, scheinen doch weitere, grundlegende, empirische Arbeiten notwendig, um das Verhältnis von sozialen Zugehörigkeiten und Jugendkulturen tiefer beleuchten und erklären zu können.

Literatur

- Arnett, Jeffrey J. (2004). *Emerging adulthood: The winding road from the late teens through the twenties*. New York: Oxford University Press
- Baacke, Dieter (1987): *Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung*. Weinheim und München: Juventa
- Beck; Ulrich (1983): *Jenseits von Stand und Klasse?* In: *Soziale Welt, Sonderband 2*, hrsg. von Kreckel R.: *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen. S. 53–74
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Biffel, Gudrun (2011): *Der demographische Wandel und seine Auswirkungen auf die sozialen Sicherungssysteme und die Generationenbeziehungen*. In: 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Forschungsbericht hrsg. vom Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend, Wien. S. 83–96
- Du Bois-Reymond, Manuela/Blasco, Andreu L. (2003): *Yo-yo transitions and misleading trajectories: towards Integrated Transition Policies for young adults in Europe*. In: Andreu L. Blasco/Wallace McNeish/Andreas Walther (Hrsg.): *Young People and Contradictions of Inclusion*. Bristol: Policy Press
- Ferchhoff, Wilfried (2007): *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Ferchhoff, Wilfried (2006): *Jugendkulturen im 21. Jahrhundert*. In: *Deutsche Jugend. Zeitschrift für Jugendarbeit*. 45 (3), S. 124–133
- Lassnigg, Lorenz (2011): *Arbeitsmarktbedingungen und Beschäftigung*. In: 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Forschungsbericht hrsg. vom Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend, Wien. S. 133–154
- Muggleton, David (2000): *Inside Subculture. The Postmodern Meaning of Style*. Oxford & New York: Berg.
- Muggleton, David (2005): *From Classlessness to Clubculture: a genealogy of post-war British youth cultural analysis*. *Young* 13(2), S. 205–219
- Roberts, Ken/Clark, S.C./Wallace, Claire (1994): *Flexibility and individualization: a comparison of transitions into employment in England and Germany*. In: *Sociology* 28 (1), S. 31–54
- Shildrick, Tracy/MacDonald, Robert (2006): *In: Defence of Subculture: Young People, Leisure and Social Divisions*. *Journal of Youth Studies*, 9(2), 125–140
- Spanning, Reingard (2007): *„Jugend und Schule. Entgrenzt arbeiten, entgrenzt lernen im Übergang von der Schule in den Arbeitsmarkt“* In: G. Knapp/K. Lauermaun (Hrsg.): *Schule und Soziale Arbeit. Zur Reform der öffentlichen Erziehung und Bildung in Österreich*. Klagenfurt: Hermagoras, S. 356–386

- Stauber, Barbara (2001): Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen. Gewandelte Bedeutungen in der späten Moderne und Konsequenzen für die Jugendforschung. In: *Deutsche Jugend*, 49 (1), S. 62–70
- Subrahmanyam, Kaveri/Reich, Stephanie M./Waechter, Natalia/Espinoza, Guadalupe (2008): Online and Offline Social Networks: Use of Social Networking Sites by Emerging Adults. In: *Journal of Applied Developmental Psychology*, 29 (6), S. 420–433
- Waechter, Natalia (in Druck). Jugend und Jugendkulturen. In: G. Knapp/K. Lauer mann (Hrsg.): *Jugend, Gesellschaft und Soziale Arbeit – Lebenslagen und soziale Ungleichheit von Jugendlichen in Österreich*. Klagenfurt: Hermagoras
- Waechter, Natalia (2011a): Identitätsentwicklung: Jugendkultur und Soziale Netzwerkseiten. In: *Sozialpädagogische Impulse*, 2011 (2), S. 8–11
- Waechter, Natalia (2011b): Jugendkultur und Identität von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: *Erziehung und Unterricht*, 161 (9), S. 840–848
- Waechter, Natalia (2006): *Wunderbare Jahre? Jugendkultur in Wien. Geschichte und Gegenwart*. Weitra: Bibliothek der Provinz
- Walther, Andreas (2000): *Spielräume beim Übergang in die Arbeit. Junge Erwachsene im Wandel der Arbeitsgesellschaft in Deutschland, Italien und Großbritannien*. Weinheim/München: Juventa
- Willis, Paul (1981): *Profane Culture. Rocker, Hippies: subversive Stile der Jugendkultur*. Frankfurt/Main: Syndikat.

Philipp Ikrath

Jungsein im 21. Jahrhundert – Jugend in Österreich 2012

Über Werte und insbesondere deren Verlust wird vor allem dann intensiv diskutiert, wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als unsicher und im Wandel wahrgenommen werden. Verändert sich die Welt in einem so rasanten Tempo, wie das heute der Fall ist, verlangt es die Menschen nach allgemeingültigen moralischen Grundsätzen, die ihnen nicht nur individuelle Orientierung, sondern auch einen Rahmen zum Verständnis der Welt zu Verfügung stellen. Das frühe 21. Jahrhundert mit seinen kontinuierlichen Krisenerfahrungen, seiner globalisierten Unübersichtlichkeit und dem fortschreitenden Verlust eines für alle verbindlichen Wertekanonis bietet also genau das richtige Biotop für eine solche Debatte. Ganz besonders kritisch wird dabei auf die Einstellungen junger Menschen geschaut, haben doch vor allem diese die Last zu stemmen, die „Zukunft der Gesellschaft“ zu sein, wie immer wieder nicht ohne Pathos angemerkt wird. In der Jugend von heute und deren Werten meint man, der Gesellschaft von morgen ins Auge zu schauen.

Das Institut für Jugendkulturforschung hat in der breit angelegten, von der Arbeiterkammer Wien in Auftrag gegebenen Jugend-Wertestudie 2011 erhoben, welche Werthaltungen junge Österreicherinnen und Österreicher heute vertreten. Zu diesem Zweck wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 2011 insgesamt 1.500 (nach Geschlecht, Alter, Bildungsstand und Wohnort repräsentativ ausgewählte) Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 14 bis 29 Jahren befragt. Zusätzlich wurden die statistischen Daten in Gruppendiskussionen und fokussierten Einzelinterviews vertieft, das Gerüst von Zahlen und Prozentwerten damit gewissermaßen mit Blut und Leben befüllt. Eine solche Kombination mehrerer sozialwissenschaftlicher Methoden ist erstens deswegen notwendig, weil statistische Untersuchungen keine komplexeren Fragestellungen zulassen, wie sie in Werte-

studien notwendigerweise im Mittelpunkt stehen. Zweitens kann ein und derselbe Begriff, vor allem wenn es um sehr abstrakte und vielschichtige Konstrukte wie Werte geht, für verschiedene Menschen höchst unterschiedliche Bedeutungen haben, deren Vielfalt mittels solcher Instrumente abgesteckt wird.

Was sind Werte?

Bevor man eine Antwort auf die Frage sucht, welche Wertorientierungen die österreichischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen vertreten, muss man sich die Frage stellen, was „Werte“ eigentlich genau sind und welche Rolle sie in den gesellschaftlichen Diskursen einerseits, aber auch im Alltagshandeln der Menschen andererseits spielen. Zentral ist hier die Unterscheidung zwischen Werten und Normen, wie sie von dem deutschen Soziologen und Wertetheoretiker Hans Joas gezeichnet wird. Für ihn sind Werte durch ihr attraktiv-motivierendes Moment gekennzeichnet, während Normen ein restriktiv-obligatorischer Charakter innewohnt. Das bedeutet, dass Werte auf der Selbstverpflichtung der Menschen (sei es der Angehörigen des großen Gefüges einer Gesamtgesellschaft oder auch nur einer bestimmten kleineren Gruppe) beruhen. Innerhalb dieser Gemeinschaften haben sie eine Orientierungs- und Regulierungsfunktion. Sie sind nicht zwingend handlungsleitend, sondern definieren, was innerhalb eben dieser Gruppe als *wünschenswert* gilt. Normen hingegen sind klar definierte und verbindliche Regeln, deren Nichteinhaltung sanktioniert wird, etwa durch Gerichte, genauso aber auch in der Schule gegenüber Schülern, die sich nicht an die in diesem Kontext geltenden Regeln halten. Dabei konkretisieren Normen allgemeine Werthaltungen, indem sie sie in Gebote und Verbote, die jeweils in ganz bestimmten Situationen und Zusammenhängen gelten, übersetzen.

Gesundheit und Freiheit als widerstreitende Werte

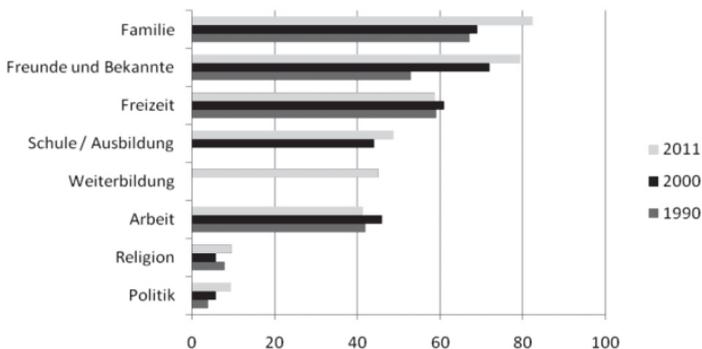
Ein gutes Beispiel für die Unterscheidung von Werten und Normen ist der verhältnismäßig neue Wert der Gesundheit. Während es den Menschen (noch) im Prinzip selbst überlassen bleibt, ob

sie sich für einen mehr oder aber weniger gesunden Lebensstil entscheiden, den Wert der Gesundheit also für sich als bedeutsam oder weniger bedeutsam definieren, so gibt es inzwischen auch im ganz Alltäglichen schon zahlreiche Beispiele dafür, wie ungesundes Verhalten durch Setzung konkreter Normen verhindert, zurückgedrängt oder zumindest verteuert werden soll: angefangen bei den in Österreich seit geraumer Zeit kontroversiell geführten Diskussionen zu Rauchverboten, über dänische „Fettsteuern“ bis hin zum Vorhaben der New Yorker Stadtregierung, den Verkauf großer Flaschen mit zuckerhaltiger Limonade zu verbieten. Vor diesem Hintergrund ist auch nachvollziehbar, warum gerade solche (auf den ersten Blick eher banale) Themen in der Öffentlichkeit teils hitzig diskutiert werden. Denn dabei geht es weniger um die Sinnhaftigkeit der jeweils konkreten Regelung (=Norm) an sich, sondern um eine Auseinandersetzung über konfligierende Werthaltungen, denen eben diese Norm entspringt. Während etwa die Gegner von Rauchverboten dadurch ihre individuellen Freiheitsrechte eingeschränkt sehen, verweisen die Befürworter auf ihren Anspruch, ihre Gesundheit nicht von anderen bedroht zu lassen. Im Kern geht es also darum, welcher dieser beiden Werte höher zu bewerten ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass gerade auch in den aktuellen Wertediskussionen schleichend eine streng ökonomische Sichtweise Einzug hält, in der man eine gesundheitsbewusste Lebensführung nicht mehr als freie Entscheidung, sondern als Bürgerpflicht darstellt – und zwar so, dass in der Argumentation die mit einem ungesunden Lebenswandel verbundenen Kosten für das Sozialsystem in den Vordergrund gerückt werden. Notwendigerweise verdeckt eine solche Reduktion auf rein ökonomische Werte die der Diskussion zugrunde liegende Dimension der ideellen Werte. Diese Tendenz lässt sich beispielsweise auch im Bildungsbereich beobachten, wenn etwa die Relevanz künstlerischer Fächer nicht mehr ideell begründet wird (etwa mit der Freude am Musizieren oder der kulturellen Dimension von Musik), sondern alleine mit den positiven Folgen des Musizierens auf die kindliche Gehirnentwicklung und der damit einhergehenden steigenden Eignung für den Arbeitsmarkt.

Familie, Freunde und Freizeit sind die wichtigsten Lebensbereiche

Nun aber zu den Ergebnissen. Im Rahmen der Jugend-Wertestudie 2011 nannten jeweils rund 8 von 10 Befragten Familie, Freunde und Bekannte als einen sehr wichtigen Lebensbereich, für 6 von 10 ist die Freizeit von sehr hoher Relevanz. Schule, Aus- und Weiterbildung sowie die Arbeit, also jene Lebensbereiche, die im „Reich der Notwendigkeit“ fußen, sind für jeweils rund die Hälfte der jungen Österreicher sehr wichtig. Weit abgeschlagen bei jeweils unter 10 Prozent liegen Politik und Religion auf den hinteren Ranglistenplätzen. Sie spielen im Alltag der meisten jungen Menschen somit kaum eine Rolle. Besonders interessant ist der Vergleich mit den Ergebnissen historischer Jugend-Wertestudien, stellt sich angesichts solcher Daten ja schnell die Frage: Und was hat sich verändert, tickt die „Jugend von heute“ anders als vorangegangene Generationen? Die Daten zeigen diesbezüglich klare Tendenzen auf. Die Zeitreihe in Abbildung 1 basiert dabei auf dem Segment der 16- bis 24-Jährigen, da Jüngere und Ältere, anders als in der Jugend-Wertestudie 2011, in den vorangegangenen Jugend-Wertestudien nicht befragt wurden.

Wichtigste Lebensbereiche im Zeitreihenvergleich innerhalb der Vergleichsgruppe der 16- bis 24-Jährigen (Top-Box: Lebensbereich ist „sehr wichtig“)



Jugend-Wertestudie 2011: rep. für 16- bis 24-jährige ÖsterreicherInnen, Angaben in Prozent; n=838

Während der Stellenwert von Politik und Religion auf niedrigem und jener von Schule und Ausbildung sowie der Freizeit

auf mittlerem Niveau verbleibt (fehlende Werte bedeuten, dass die Items in den jeweiligen Wellen nicht abgefragt wurden), hat der soziale Nahbereich, Freunde und Familie, in den letzten 20 Jahren stark an Bedeutung gewonnen.

Stellenwert der Familie bedeutet keine Re-Traditionalisierung

Der Bedeutungsgewinn des Lebensbereichs der Familie, wie er auch in anderen Jugendstudien nachgewiesen wird, wird oft stark verkürzt als eine Rückbesinnung der Jugendlichen auf traditionell-konservative bürgerliche Familienwerte interpretiert. Heim und Herd sowie die Gründung einer eigenen Familie seien wieder wichtige Lebensziele. Diese Lesart hält einer genaueren Betrachtung der Ergebnisse der Jugend-Wertestudie 2011 aber nicht stand. Ganz im Gegenteil wird hier das Bild einer eigenen Familie von den jungen Österreichern als nur mehr schwer erreichbares romantisiertes Idealbild gezeichnet, keineswegs aber als konkretes Ziel, das man vor Augen hat. „Vielleicht irgendwann einmal, aber wann weiß ich jetzt noch nicht“, so lautet die Standardantwort auf die Frage, wann man eine eigene Familie zu gründen wünsche. Insbesondere für die bildungsnäheren Jugendlichen und jungen Erwachsenen stehen Ausbildung und das Fußfassen im Beruf sowie finanzielle Selbständigkeit in der mittelfristigen Lebensplanung noch deutlich vor der Familiengründung. Wer den Wert der Familie hoch einschätzt, bezieht sich dabei vor allem auf den Rückhalt innerhalb der Herkunftsfamilie, die neben dem Freundeskreis eine der letzten Konstanten im Leben junger Menschen darstellt. Und auch diese Herkunftsfamilien entsprechen in vielen Fällen schon nicht mehr dem Bild der traditionellen Kernfamilie, sondern können ganz unterschiedliche Formationen, von der Groß- über die Patchwork- bis hin zur Alleinerzieherfamilie, annehmen.

Jugendliche beklagen gesellschaftliche Entfremdung und Entsolidarisierung

Gerade in Phasen großer gesellschaftlicher Unsicherheit gewinnt der soziale Nahbereich wieder an Bedeutung. In ihrem Handeln orientieren sich die jungen Österreicherinnen und Österreicher nicht mehr an der Autorität politischer Ideologien oder den Vorgaben der Religion, sondern an ihren jeweils individuellen Wünschen und Bedürfnissen. Auch Freundeskreis und Familie sehen sie als wichtige wertstiftende Instanzen an. Wer der Gestaltungskraft der gesellschaftlichen Großinstitutionen nicht mehr vertraut, zieht sich in die Sphäre der eigenen Lebenswelt zurück. Wo das System nicht mehr hilft, muss die Familie einspringen. Und um die Solidarität in der österreichischen Gesellschaft ist es nach Ansicht der Jungen nicht zum Besten bestellt. So beklagen 7 von 10 der Befragten die zunehmende Spaltung der Gesellschaft in Arme und Reiche, eben so viele konstatieren einen weit verbreiteten egoistischen Individualismus, der in der Fokussierung auf die eigenen Bedürfnisse und einer erbarmungslosen Ellenbogenmentalität die Grundvoraussetzungen für gesellschaftlichen Aufstieg sieht. Als symptomatisch für diese Geisteshaltung gilt den Jugendlichen und jungen Erwachsenen die gegenwärtige Bankenkrise, in der man den Verlust der Moral in Politik und Gesellschaft besonders deutlich zu Tage treten sieht. Besonders betroffen von dieser Desillusionierung sind insbesondere formal niedrig gebildete Jugendliche, die inzwischen das Gefühl haben, Teil einer Generation zu sein, um deren Anliegen sich niemand mehr kümmert. Die Konsequenz: Gerade diese Gruppe ist der Meinung, in Österreich müsse man Gesetze brechen, um es zu etwas zu bringen, sie glauben seltener an die Möglichkeit, politisch Einfluss nehmen zu können und sie sind deutlich anfälliger für Rechtspopulismus und Ausländerfeindlichkeit.

Der Mythos der jugendlichen Politikferne

Österreichs Jugend reflektiert also durchaus die gesellschaftlichen Entwicklungen. Und wie die Daten der Jugend-Wertestudie zeigen, geben Erwachsene in vergleichbaren Untersuchungen

ein ähnlich hohes Politikinteresse an wie Jugendliche. Dass sich das Vorurteil des ausgeprägten Politikdesinteresses bei jungen Menschen dennoch hartnäckig hält, ist, wie so oft, auf ein völlig anderes Begriffsverständnis der unter 30-jährigen zurückzuführen: Also der Frage, was man unter Politik eigentlich versteht. Wahr ist, dass sie kaum Interesse für die Vorgänge und Strukturen der institutionalisierten Politik, also der Parteien, professionellen Politiker und politischen Entscheidungsfindungsprozesse an den Tag legen. Das bedeutet aber nicht, dass sie sich nicht für aktuelle politische Fragen, angefangen beim Umwelt- und Klimaschutz über den Datenschutz (nicht nur im Internet) bis hin zu Migrations- oder Bildungsthemen interessieren und hier auch Position beziehen würden. Der Unterschied besteht darin, dass sie diese genuin politischen Fragen aber gerade nicht (oder zumindest nicht nur) in der Sphäre der institutionalisierten Politik, sondern viel mehr in der eigenen Lebenswelt ansiedeln.

Ein weiterer Grund dafür, dass Jugendliche nach wie vor als besonders politikfern gelten, liegt vermutlich auch darin, dass sie kaum mehr in der Lage sind, sich innerhalb des traditionellen Links-Rechts-Schemas zu verorten. Zwar positionieren sich rund 6 von 10 Befragten auf der linken Seite des politischen Spektrum, rund ein Viertel rechts (die übrigen wollten oder konnten sich dazu nicht äußern). Allerdings haben diese Selbstzuschreibungen kaum mehr etwas mit den historischen linken oder rechten Denksystemen zu tun. Vielmehr entscheidet ganz besonders ein Thema darüber, wo man sich innerhalb des Spektrums verortet: die Einstellung zu Migration. Wer diese prinzipiell befürwortet, deklariert sich als links, wer sich dazu ablehnend äußert, als rechts. Das führt auch dazu, dass die Einstellungen vieler Jugendlicher und junger Erwachsener für politisch traditionell Denkende auf den ersten Blick unvereinbar scheinen. So kann eine feministisch eingestellte junge Frau, der der Klimaschutz ein Anliegen ist, durchaus für die konsequente Abschiebung von Migranten und die Wiedereinführung der Todesstrafe eintreten. Vor diesem Hintergrund wird etwa auch verständlich, dass Jugendliche die Inhaltsoffenheit, Widersprüchlichkeit und Vielfalt der Positionen innerhalb der Piratenpartei sehr positiv bewerten, wo sich professionelle politische Kommentatoren über de-

ren Inhaltsleere und fehlende Programmatiken mokieren. Denn dieser Meinungspluralismus ist mit den konkreten Lebenswelten der Jugendlichen weit besser vereinbar als die hermetischen Denkgebäude anderer Parteien, die von jungen Menschen eher als Zeichen von ideologischem Starrsinn denn als Prinzipientreue gesehen werden.

Die Schule ist ein notwendiges Übel

Im Vergleich mit anderen Bevölkerungssegmenten sind die Schülerinnen und Schüler vergleichsweise unzufrieden mit dem, was sie gerade tun. Nur rund die Hälfte von ihnen gibt an, gerne oder sehr gerne in die Schule zu gehen, während drei Viertel der Lehrlinge und Berufstätigen und sogar 8 von 10 Studierenden sagen, gerne zu arbeiten oder zu studieren. Immer wieder kritisieren die Schülerinnen und Schüler einen Mangel an individueller Förderung und Betreuung, von den Lehrerinnen und Lehrern fordern sie mehr Menschlichkeit und Einfühlungsvermögen. Und auch die starren Lehrpläne stoßen bei ihnen, ähnlich wie seit der Bologna-Reform inzwischen auch bei den Studierenden, auf wenig Gegenliebe. Stattdessen wünschen sie sich mehr Möglichkeiten, individuelle Schwerpunkte dort setzen zu können, wo sie sich für Inhalte wirklich interessieren. Auch die Fokussierung auf fachliches Wissen sollte ihrer Ansicht nach nicht der einzige Zweck der Schule sein, auch Persönlichkeitsbildung und die Vermittlung von Kenntnissen, die nicht unmittelbar im Beruf umsetzbar sind, fordert man in größerem Ausmaß ein. Die Schule ist eine Institution, die auf die „Ausbildung“, das heißt für sie die Ausstellung von Bildungszertifikaten, fokussiert ist, während man „Bildung“ vor allem auch in der nicht-institutionalisierten, informellen Sphäre erwirbt. Aus diesem Grund wird die Phase der Ausbildung auch vor allem als eine Übergangsphase betrachtet, die zu einem Beruf führen soll, der Spaß macht und eine gewisse Sicherheit bietet – ohne aber die Lernenden allzu stark auf ein bestimmtes Berufsbild festzulegen.

Schüler stehen unter starkem Leistungsdruck

Da sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen durchaus der Tatsache bewusst sind, dass erfolgreiche Bildungsabschlüsse der Schlüssel zur beruflichen Karriere sind, sind Leistungsdruck und Versagensängste insbesondere in der Altersgruppe der 14- bis 19-Jährigen, also jener Altersgruppe, die zum größten Teil noch in Ausbildung steht, weit verbreitete Phänomene. So sagen etwa 60 Prozent in diesem Alterssegment (im Vergleich zu lediglich 40 Prozent der Befragten ab 20 Jahren), sich mit dem Näherrücken des entscheidenden Abschlusszeugnisses kontinuierlich steigendem Druck ausgesetzt zu fühlen. Ein Drittel hat oft das Gefühl, dass lediglich die eigene Leistung, nicht aber die eigene Persönlichkeit zählt, ein Viertel geht nicht gerne in die Schule, weil dort nur mehr der Leistungsdruck regiert. Als besonders belastend empfinden die Schülerinnen und Schüler dabei den Druck aus dem unmittelbaren sozialen Umfeld, vor allem seitens der Eltern. Der Grund dafür dürfte nicht alleine in deren Sorge um die Zukunft des eigenen Nachwuchses liegen, sondern auch darin, dass Kinder von ihren Eltern vermehrt als Medien der eigenen Selbstverwirklichung missbraucht werden. Besonders deutlich bringt dies ein Student in einer der Gruppendiskussionen zum Ausdruck, der auf die Frage nach Gründen für den eigenen Kinderwunsch sagt: *„Man kann leicht einen coolen neuen Menschen heranzüchten. Es ist der Sohn, den man beeinflussen kann und er gibt dann was mit, von dem, was man ihm beigebracht hat.“*

Zwischen Hedonismus und Pragmatismus: Psychogramm der jungen Generation

Trotz aller Schwierigkeiten, eine ganze Generation über einen Kamm zu scheren, soll zum Abschluss versucht werden, die Mentalität der „Jugend von heute“ mit einigen Stichworten zu umreißen. Eine der hervorstechenden Eigenschaften ist ihr Pragmatismus. Die meisten jungen Menschen sind der Meinung, die Gesellschaft nicht verändern zu können und es deswegen auch nicht versuchen zu wollen. Stattdessen versucht man, sich mit den Anforderungen des Lebens bestmöglich zu arrangieren – auch dann,

wenn man die Paradigmen des postmodernen Lebens an und für sich kritisch sieht und reflektiert. Leistungsbereitschaft, Flexibilität und eine dezidiert antirevolutionäre Attitüde sind dabei die Leitsterne am Himmel des Reichs der Notwendigkeit, durch das Reich der Freiheit navigiert man, indem man sich an hedonistischen Werten orientiert. Das bedeutet aber nicht, dass den Jugendlichen und jungen Erwachsenen Spaß alles ist, gerade in der Freizeit findet durchaus auch ganz gezielt Persönlichkeitsbildung statt. Diese suchen sie aber nicht in asketischer, sondern in betont lustvoller Art und Weise zu bewerkstelligen und zwar außerhalb pädagogischer oder institutionalisierter Kontexte, in kommerziellen Freizeitwelten. Die eigenen Lebenswelten sind deswegen auch der Ort, an dem man sich für andere Menschen engagiert: kurzfristig, spontan und informell. Die längerfristige Bindung an Institutionen und kontinuierliches Engagement für eine Sache trifft man unter jungen Menschen nur selten an. Parteimitgliedschaften und gelebte Religiosität, aber auch Vereinszugehörigkeiten findet man vor allem in urbanen Milieus kaum mehr.

Für weitere Informationen steht der vollständige Berichtsband zur Jugend-Wertestudie 2011 unter diesem Link zum kostenlosen Download bereit:

<http://wien.arbeiterkammer.at/bilder/d174/Jugendwertestudie.pdf>

Rosa Reitsamer

Jugend und politische Partizipation

Dass sich Jugendliche heute weniger für Politik interessieren als in den 1970er und 1980er Jahren und ihre Bereitschaft zu traditioneller politischer Partizipation kontinuierlich abnimmt, stellen Umfragen in den letzten zwei Jahrzehnten wiederholt fest. 2011 interessierten sich lediglich 16 Prozent der Jugendlichen in Österreich im Alter von 14 bis 29 Jahren für Politik; 38 Prozent hatten ein wenig Interesse, während sich 27 Prozent kaum und 16 Prozent gar nicht für Politik interessierten (Heinzlmaier und Ikrath 2012: 55). Die hohe Politikdistanz und das rückläufige Engagement der Jugendlichen für die Politik der Parteien und anderer politischer Institutionen werden in der Soziologie u.a. mit Rekurs auf Individualisierungsprozesse und die Pluralisierung von Lebensbiographien (Beck 1986), einem Wertewandel weg von materialistischen hin zu postmaterialistischen Werten (Inglehart 1995) und der Hinwendung zu Individualismus, Selbstverwirklichung und Hedonismus sowie einer allgemeinen Unzufriedenheit der Jugendlichen mit PolitikerInnen und Parteien erklärt. Neben diesen Forschungen kristallisiert sich seit den 1990er Jahren ein zweiter Strang heraus, der die neuen, unkonventionellen Partizipationsformen einer jüngeren Generation gesellschaftlicher AkteurInnen untersucht. Diesen Studien liegt die These zugrunde, dass das rückläufige Interesse junger Menschen an institutionalisierter Politik nicht zwangsläufig mit einer Abnahme ihrer gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Partizipation einhergeht. Vielmehr entwickeln Jugendliche und junge Erwachsene stärker individualisierte Formen der Partizipation, die unterschiedliche Ausdrucksformen von Computer Hacking und Culture Jamming über globalisierungskritische Proteste bis zur Gründung von Medien- und Kommunikationsnetzwerken annehmen können.

In diesem Artikel wird der Rückgang von traditioneller politischer Partizipation bei Jugendlichen im Kontext neoliberaler Diskurse über Citizenship diskutiert. Im Anschluss werden eini-

ge Charakteristika neuer politischer Partizipationsformen anhand ausgewählter Beispiele beschrieben und erläutert, wie diese Aktivismen zur Entwicklung neuer Citizenship-Biographien beitragen können. Der Blick richtet sich dabei vor allem auf jugendorientierte Musik- und Medienszenen.

Citizenship-Diskurse und Neoliberalismus

In den 1950er Jahren entwickelte Thomas H. Marshall ein Citizenship-Modell, das er für westliche Wohlfahrtsstaaten der Nachkriegszeit als angemessen erachtete, um die Position der Individuen in der Gesellschaft zu verorten und ihre Beziehung zum Staat zu definieren. Für diesen Zweck unterscheidet Marshall drei Formen von Citizenship. „Civil Citizenship“ soll die Freiheit der Person gewährleisten, die Rede-, Glaubens- und Pressefreiheit sowie das Recht auf Eigentum und Gerichtsverfahren umfassen. „Political Citizenship“ soll das Wahlrecht der StaatsbürgerInnen sichern und „Social Citizenship“ das Recht auf ein Mindestmaß an wirtschaftlicher Wohlfahrt und Sicherheit sowie auf einen Anteil am gesellschaftlichen Reichtum (Marshall [1950] 1992; Klaus und Lüneborg 2004).

Marshall's Theorie sind drei Annahmen eingeschrieben, die bis heute die Diskussionen über die gesellschaftliche, politische und kulturelle Partizipation von Jugendlichen maßgeblich beeinflussen. Er beschreibt erstens junge Menschen als „Citizens im Werden“, weil nur Erwachsene umfassende Citizenship-Rechte für sich beanspruchen können. Citizenship und der Erwachsenenstatus sind folglich untrennbar miteinander verbunden und verwoben (Blackman und France 2001). Maßgeblich für die Erlangung von Citizenship-Rechten für Jugendliche ist das erfolgreiche Durchlaufen von drei Übergängen bzw. „Transitions“ von der Kindheit zum Erwachsenen-Status. Als wichtigster Übergang wird jener von der Ausbildung zur Vollzeitbeschäftigung („school-to-work transition“) erachtet, weil er die ökonomische Unabhängigkeit der Jugendlichen von Eltern und Staat gewährleistet. Zusätzlich sollen sich Jugendliche von der Herkunftsfamilie lösen, intime Beziehungen mit anderen Individuen aufbauen und eine eigene Familie gründen („domestic

transition“) und eine „housing transition“ vollziehen, die mit der Ablösung vom Wohnsitz der Eltern und der Gründung eines eigenen Wohnsitzes einhergeht (Coles 1995). Erst wenn Jugendliche diese Teilübergänge erfolgreich durchlaufen haben, gelten sie als erwachsene Gesellschaftsmitglieder, die umfassende Citizenship-Rechte erlangen. Citizenship-Rechte werden allerdings nur StaatsbürgerInnen in vollem Umfang zugestanden, womit die zweite Annahme in Marshalls Theorie benannt ist. All jene Individuen, die keinen Nachweis über ihre österreichische oder EU-StaatsbürgerInnenschaft erbringen können, erfahren folglich mehr oder weniger umfassende Einschränkungen in ihren Rechten. Und drittens: Marshall spezifiziert soziale, zivilgesellschaftliche und politische Rechte, blendet aber eine kulturelle Dimension von Citizenship und kulturelle Rechte aus (Stevenson 2001), wodurch seine Theorie die neuen unkonventionellen Partizipationsformen junger Menschen nicht zu erfassen vermag. Die Ausblendung der kulturellen Dimension von Citizenship ist aber nicht der einzige Aspekt, der eine Nachjustierung von Marshalls Theorie verlangt.

Seit den 1980er Jahren haben sich die Diskurse über Citizenship und die Erlangung von Citizenship-Rechten für Jugendliche durch Deindustrialisierung und Globalisierung, die „New Economy“, den Abbau des Wohlfahrtsstaates und den staatlich forcierten Aufbau der Creative Industries wesentlich verändert. Eine Folge dieser neoliberalen Umstrukturierungen von Gesellschaft, Politik und Wirtschaft ist, dass ein reibungsloser Übergang von der Ausbildung zur Vollzeitbeschäftigung für Jugendliche kaum noch gegeben ist. Jugendliche sind heute durch starke Unsicherheiten in der Arbeitswelt, Jugendarbeitslosigkeit und eine Ausdehnung der Ausbildungszeiten länger von Eltern und Staat abhängig als frühere Generationen; gleichzeitig können viele Familien diese ökonomische Unterstützung nicht länger sicherstellen und staatliche Sozialleistungen werden sukzessive gekürzt. Steigende soziale Ungleichheiten und soziale Ausschlüsse sind die Folgen für Jugendliche, insbesondere für jene aus ökonomisch schwachen Familien. Sie werden marginalisiert, indem ihnen der Zugang zu sozialen Rechten erschwert wird und die Möglichkeiten für politische Partizipation und die Über-

nahme von Citizenship-Rechten eingeschränkt werden (Harris 2004).

Diese gesellschaftliche Marginalisierung von jungen Menschen ist mit neoliberalen Konzeptionen von Citizenship verbunden, die nicht länger auf die Rechte der StaatsbürgerInnen abstellen, sondern Pflichten, Selbstverantwortung und individuelle Anstrengungen sowie Konsum in den Mittelpunkt rücken. Diskurse über „aktives Citizenship“ rufen Jugendliche dazu auf, sich nicht länger auf den Staat zu verlassen, sondern Selbstverantwortung für ihr Leben und ihre Karriere zu übernehmen und die für sie beste Wahl aus einer vermeintlichen Vielzahl an Möglichkeiten zu treffen. Gleichzeitig werden einer neoliberalen Logik entsprechend ökonomische Unabhängigkeit und Sicherheit nicht länger mit Produktion, sondern mit Konsum verbunden, nachdem Arbeit und Produktivität allmählich ihre Bedeutung für Identitätskonstruktionen und soziale Zugehörigkeit verlieren. Jugendliche und vor allem Mädchen und junge Frauen erfahren, dass (weibliches) Empowerment zunehmend an Geld und Konsum gekoppelt ist und mit einer neoliberalen Anrufung zur Selbstgestaltung der eigenen Subjektivität einhergeht. Soziale und zivilgesellschaftliche Rechte erlangen folglich primär all jene (jungen) Individuen, die das ökonomische Kapital für Konsum besitzen und Selbstverantwortung zu demonstrieren wissen. Diese Verschiebung hin zu einem „Consumer Citizenship“ spiegelt die allgemeine Verschiebung von der Produktionsgesellschaft zur Konsum- und Dienstleistungsgesellschaft wider, in der Citizenship-Rechte nicht länger das Recht auf Beschäftigung und ein Mindestmaß an Wohlstand gewährleisten sollen, sondern vielmehr das Recht aus angebotenen Dienstleistungen zu wählen. In diesen Diskursen haben die Begriffe Kunde/Kundin und Konsument/Konsumentin jene von Citizenship ersetzt. (vgl. Harris 2004; McRobbie 2009)

Diese Diskurse wirken sich nachhaltig auf Jugendliche in westlichen Gesellschaften aus. Sie sind einerseits enttäuscht von PolitikerInnen und Parteien, andererseits gezwungen, neue Citizenship-Biographien zu entwerfen, die allmählich die standardisierte (männliche) Normalbiographie und die strukturierten, formalen Partizipationsformen ersetzen durch „dynamische Identi-

täten, offene, lose Beziehungen (und) flüssiges, kurzlebige Engagement in informellen, durchlässigen Institutionen und Vereinen“ (Vinken 2005, 155, Übersetzung R.R.). Für die Entwicklung neuer Citizenship-Biographien gewinnen Neue Soziale Bewegungen wie die Antiglobalisierungsbewegung, Jugendkulturen und jugendorientierte Musik- und Medienszenen zunehmend an Relevanz. Sie offerieren jungen Erwachsenen Räume für (sub)kulturelle Aktivitäten und ermöglichen die Entwicklung informeller, experimenteller und stärker individualisierter Partizipationsformen, die auf die Veränderung sozialer Realität abzielen und erlauben, als kritische und selbstreflexive Citizens zu handeln (vgl. Reitsamer/Zobl 2010). Im Folgenden werden einige Charakteristika dieser Partizipationsformen beschrieben.

Neue Formen der politischen Partizipation

Die informellen, experimentellen und stärker individualisierten Formen der politischen Partizipation einer jüngeren Generation gesellschaftlicher AkteurInnen wurzeln in den Neuen Sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre. Diese Bewegungen verweisen auf den sozialen und kulturellen Wandel von der industriellen zur „postindustriellen“ Gesellschaft, die sich u.a. durch die Entwicklung und Nutzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Medienkulturen und einer sich formierenden Schicht an gut ausgebildeten, kreativen WissensarbeiterInnen charakterisiert. Von früheren sozialen Bewegungen unterscheiden sich Neue Soziale Bewegungen durch ihre AkteurInnen, die kollektive Identitäten, gemeinsame Interessen, die Produktion und Distribution von Informationen und symbolischen Ressourcen sowie die Repräsentation spezifischer sozialer Gruppen, Normen und Werte in den Vordergrund stellen (Lievrouw 2011: 46). Die neuen politischen Partizipationsformen dieser AkteurInnen werden in „manifesten“ und „latenten“ Aktivitäten sichtbar, wobei erstere Aktionen im öffentlichen Raum (u.a. Besetzungen, Straßenproteste, Performances) umfassen, während für letztere weniger sichtbare Techniken, wie etwa die Gründung von alternativen Medien und Kommunikationsnetzwerken eingesetzt werden (Melucci 1996). Die Aktivitäten

werden mehrheitlich von informellen Ad-Hoc-Gruppen durchgeführt, die dezentralisierte, lokale und lose Organisationsformen mit organischem Wachstum gegenüber den Organisationsformen der traditionellen Linken bevorzugen und Networking, Allianzenbildung und themenbasierte Aktionen betonen (Lievrouw 2011: 46–49). Neben dem Ursprung der neueren politischen Partizipationsformen in den Neuen Sozialen Bewegungen zeigt sich zudem die zentrale Bedeutung des Do-It-Yourself-Ethos für die Organisation von (sub)kulturellen Produktionen und Aktivismen. Das DIY-Ethos geht auf die Avantgarde der 1950er Jahre zurück, es findet durch die Hippie-Bewegung und die Punk-rock-Szenen in den 1970er Jahren eine größere gesellschaftliche Verbreitung und wird in den 1990er Jahren von gegenkulturellen DIY-Szenen verstärkt aufgegriffen. Diese Szenen organisieren sich als „youth-centred and -directed cluster of interests and practices around green radicalism, direct action politics, new musical sounds and experiences“ (McKay 1998: 2) und sie charakterisieren sich durch Selbstorganisation und Selbstermächtigung. Das DIY-Ethos stellt Möglichkeiten für die Entwicklung (sub)kultureller Praxisformen abseits der dominanten Vorstellung von „Consumer Citizenship“ bereit, weil die AkteurInnen selbst über ihre kulturellen Produkte (vor allem Musik, Mode, Medien) entscheiden und politische Ideologien und Lebensstile ausdrücken können. Das Wissen und die Kompetenzen erwerben die AkteurInnen durch informelle Lernpraktiken außerhalb von Ausbildungsinstitutionen, zu denen u.a. „Learning by Doing“ zählt, sowie über das Lernen von Peers, die beobachtet, nachgeahmt und mit denen kooperiert wird. Lernen und Kreativität werden somit zu kollektiven Prozessen, wodurch Do-It-Yourself immer auch Do-It-Together bedeutet.

Wie die informelle Wissensakkumulation funktionieren kann und jugendorientierte Musik- und Medienszenen zu „Lernorten“ werden können, illustrieren feministisch-queere Musik- und Kunstfestivals, die häufig unter dem Namen *Ladyfest* reüssieren und seit der Jahrtausendwende in urbanen Zentren in Europa, den USA, aber auch in Afrika und Asien (vgl. Zobl 2010) stattfinden. In Wien entwickelten die *Ladyfest*-OrganisatorInnen das Konzept der „Self Security“, indem sie Flugblätter an Kon-

zertbesucherInnen verteilen und Plakate aufhängen, die besagen, dass sexistische, rassistische, homo- und transphobe Übergriffe nicht toleriert werden (vgl. Reitsamer/Zobl 2010). Durch diese Interventionen, ergänzt um Workshops zu unterschiedlichen Themen, werden *Ladyfeste* zu „Affinitätsräumen“ (Gee 2004), die physische wie virtuelle Räume umfassen und sich über feministisch-queere und antirassistische Politiken und gemeinsame Interessen wie einen geteilten Musikgeschmack, die Organisation lokaler Events, die virtuelle Vernetzung und dgl. definieren. Das vermittelte Wissen setzen die AkteurInnen für die (sub)kulturelle Produktion von Musik und alternativen Szene-Medien wie Flyer, Plakate oder Fanzines ebenso ein wie für politische Aktivismen.

Einen „manifesten“ Aktivismus im öffentlichen Raum demonstrieren auch die Wiener Techno-Szenen im Jahr 2000. Eine lose Gruppe aus DJs und Szene-AkteurInnen organisiert über Monate hinweg unter den Namen „Volkstanz.net“ und „Electronic Resistance“ Parties und Demonstrationen, um gegen die ÖVP-FPÖ-Regierung zu protestieren. Das Kollektive kritisiert die neoliberale rechtspopulistische Wende in der österreichischen Parteipolitik und stellt die strikten Kriterien für die Zugehörigkeit zu nationaler Identität infrage. Die Szene-AkteurInnen erproben mit diesen Aktionen eine temporäre politische Form der Partizipation an der Zivilgesellschaft und versuchen, eine neue Vorstellung von Citizenship zu entwickeln.

Interventionen in hegemoniale politische Diskurse artikulieren auch ProduzentInnen feministischer alternativer Medien wie Magazine, Fanzine, Flyer etc. Im Unterschied zu den „manifesten“ Aktivismen im öffentlichen Raum handelt es sich hier um „latente“ Aktivismen, die als „new border spaces of critique“ (Harris 2004: 159) an der Schnittstelle von öffentlicher und privater Sphäre angesiedelt sind und kollektives Wissen aufbauen, das für manifeste Aktionen eingesetzt werden kann.

Das mehrsprachige Medium *Migrazine. Online Magazine von Migrantinnen für alle*, das seit 2006 vom autonomen Migrantinnenzentrum MAIZ in Linz, Oberösterreich, publiziert wird, interveniert in hegemoniale Diskurse über Migration, Identität und Nationalität. In der Ausgabe 2–3 im Jahr 2011 werden die

Begriffe „Zweite Generation“, „Secondo“ und Seconda“ aufgegriffen, die „auf die Lebensrealitäten von Menschen (verweisen), die keine Migrant_innen sind und dennoch von der Mehrheitsgesellschaft als ‚Andere‘ konstruiert werden“ (www.migrazine.at/ausgabe/2011/2). Die Artikel thematisieren unterschiedliche Perspektiven der Generation der „Postmigration“, die traditionelle Identitätskonstruktionen infrage stellt und eine neue Terminologie für Zugehörigkeit formuliert. *Migrazine* lässt sich als eine elaborierte Antwort über hegemoniale Migrationsdiskurse verstehen, indem politische Citizenship-Rechte für MigrantInnen wie etwa das Wahlrecht gefordert und in stereotype Repräsentationsmodi inventiert wird, durch die Gesellschaftsmitglieder als „Andere“ konstruiert werden. Konsequenz kritisiert *Migrazine* konservative und rassistische Vorstellungen über nationale Identität, insbesondere mit Verweis auf die sich verschärfenden Migrationsgesetze, und versucht, emanzipatorischen sozialen Wandel voranzutreiben. Als alternatives feministisch-queeres und antirassistisches Medium entwickelt *Migrazine* kollektive politische und kulturelle Partizipationsformen, um neue Citizenship-Biographien im Kontext der Globalisierung und der Migrationsbewegungen zu entwerfen.

Resümee

Dieser Artikel schlägt vor, alternative feministische Medien, feministisch-queere Musik- und Kunstfestivals und die politischen Netzwerke elektronischer Musikszene als jugendkulturell orientierte Räume für lokalen, translokalen und virtuellen Dialog zu verstehen. Sie ermöglichen den Austausch von Erfahrungen und Wissen zwischen AkteurInnen und die aktive Konstruktion von Zugehörigkeit und Solidarität mit einer lose organisierten Gemeinschaft, die sich nicht über StaatsbürgerInnenenschaft und den Besitz von formalen Rechten definiert (vgl. Reitsamer/Zobl 2010). Diese aktive und selbstbestimmte Konstruktion von Zugehörigkeit zu jugendorientierten Musik- und Medienszenen und die in diesen Szenen entwickelten informellen Lernpraktiken lassen sich als wichtige Elemente von neuen Citizenship-Biographien einer jüngeren Generation gesellschaftlicher AkteurInnen verstehen.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Blackman, Shane/France, Alan (2001): Youth marginality under postmodernism, In: Stevenson, Nick (Hg.): Culture and Citizenship. London: Sage, S. 180–197.
- Coles, Bob (1995): Youth and Social Policy. Youth Citizenship and Young Careers. London: UCL Press.
- Gee, James (2004): Situated Language and Learning: A Critique of Traditional Schooling. London, New York: Routledge.
- Harris, Anita (2004): Future Girl: Young Women in the Twenty-First Century. New York, London: Routledge.
- Heinzelmaier, Bernhard/Ikrath, Philipp (2012): Bericht zur Jugend-Wertestudie 2011. Wien.
- Inglehart, Ronald (1995): Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt. Frankfurt, New York: Campus.
- Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margreth (2004): Cultural Citizenship. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, Jg. 53, Heft 2, S. 193–212.
- Lievrouw, Leah (2011): Alternative and Activist New Media. Cambridge: Polity Press.
- Marshall, Thomas H. (1950): Citizenship and Social Class: and Other Essays. Cambridge: CUP.
- Marshall, Thomas H. (1992): Bürgerrechte und soziale Klassen: Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates. Frankfurt, New York: Campus.
- McKay, George (1998): DIY Culture: Notes Towards an Intro. In: Ders. (Hg.): DIY Culture. Party & Protest in Nineties Britain. London: Verso, S. 1–53.
- McRobbie, Angela (2009): The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change. London, New York: Sage.
- Melucci, Alberto (1996): Challenging Codes: Collective Action in the Information Age. Cambridge: Cambridge University Press.
- Migrazine, www.migrazine.at, Einsicht 08/2012.
- Reitsamer, Rosa/Zobl, Elke (2010): Youth Citizenship und politische Bildung am Beispiel der Ladyfeste. *Magazin Erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs*. Ausg. 11. Wien, o.S.
- Stevenson, Nick (2001): Culture and Citizenship: an Introduction. In: Ders. (Hg.): Culture & Citizenship. London: Sage, S. 1–10.
- Vinken, Henk (2005): Young People's Civic Engagement: The Need for New Perspectives. In: Helve, Helema/Holm, Gunilla (Hg.): Contemporary Youth Research: Local Expressions and Global Connections. Aldershot: Ashgate, S. 147–158.

Zobl, Elke (2011): Zehn Jahre Ladyfest: Rhizomatische Netzwerke einer lokalen, transnationalen und virtuellen queer-feministischen Szene. In: Reitsamer, Rosa/Fichna, Wolfgang (Hg.): They Say I'm Different. Populärmusik, Szenen und ihre Akteur_innen. Wien: Löcker, S. 208–227.

Harti Oberkofler

Jugendkultur – Versuch eines Glossars¹

Musik ist für fast alle Jugendliche so ziemlich das Wichtigste auf der Welt. So ist auch die Mehrzahl der Jugendkulturen musikorientiert: Techno, Heavy Metal, Punk, Gothics, Indies; auch Skinheads gäbe es nicht ohne Punk, Reggae und Ska. Selbst für die Angehörigen der Boarderszenen, eigentlich eine Sportkultur, spielt Musik eine Identität stiftende Rolle. Dabei geht es nie nur um Melodie und Rhythmus, sondern immer auch um Geschichte, Politik und grundlegende Einstellungen zur Gesellschaft, die nicht nur die Texte und Titel der Songs vermitteln, sondern auch die Interviews, Kleidermarken, nonverbalen Gesten und Rituale der jeweiligen Künstlerinnen und Künstler. Musik ist für viele Jugendliche – vor allem, aber nicht nur für die in Szenen – ein bedeutender Teil der Identitätsfindung.

Musik-Szenen

Die Ursprünge der Jugendkultur liegen in jugendlichen Musikulturen. Und noch immer ist Musik neben den Funsports und den neuen Medien eines der drei zentralen Themen, um die sich Jugendszenen formieren. Die derzeit bekanntesten und größten Musikszenen sind nach wie vor die HipHop-Szene und die Techno-Szene. HipHop boomt enorm. Kein Wunder, denn mit „derben“ Sprüchen, bunten Graffities und coolen Klamotten trifft HipHop den Nerv der Zeit.

Techno hat seinen Höhepunkt hingegen schon überschritten und ist in den jugendkulturellen Mainstream abgedriftet. Die jugendlichen Trendsetter, die einst in der Techno-Szene unterwegs waren, sind heute vor allem in der Dance- und Club-Szene zu finden.

1 Nach: Beate Großegger, Bernhard Heinzlmaier: Jugendkultur Guide, Wien 2002.

Der Beitrag wurde von der Redaktion aus Platzgründen gekürzt, der gesamte Artikel ist nachzulesen auf der schulheft-Homepage.

Auch die traditionsreiche Metal- Szene ist im Umbruch. Metal ist nicht mehr die jugendkulturelle Heimat junger Bier-Proleten. Metal hat sich ausdifferenziert und sprengt heute die Grenzen aller gängigen Klischees.

Die HipHop-Szene

Streng genommen ist HipHop ein Sammelbegriff für Rap, Breakdance und Graffiti. Jenseits der Szenegrenzen wird mit dem Begriff „HipHop-Szene“ heute aber meist die Musikkultur, also die Rap-Szene, assoziiert. Das mag damit zu tun haben, dass bislang nur die DJs und MCs (Masters of Ceremony), wie die Rapper in der Szene heißen, den kommerziellen Durchbruch schafften. „Writer“ (Sprayer) und „Breaker“ (Breakdancer) fristen in der Jugendszene-Landschaft der Gegenwart hingegen nach wie vor eine Existenz als kleine – wenn auch überaus schillernde – Minderheitenkulturen.

HipHop ist nicht einfach nur Musik. HipHop ist eine bestimmte, unverwechselbare Sichtweise, mit der man die Welt betrachtet. Die Moral der HipHopper gruppiert sich um drei Schlüsselbegriffe: „Realness“, „Competition“ und „Respekt“. Sonst geht es den HipHoppern vor allem um Spaß und um „Fame“ (Ruhm und Anerkennung in der Szene). HipHopper wollen ihr eigenes Ding durchziehen oder wie es unter deutschen HipHoppern heißt: „einfach Mucke machen“.

In der Welt der HipHopper regiert das Echte, das Ehrliche, das Authentische. Alles dreht sich um Glaubwürdigkeit und um die Originalität des Einzelnen. Und jeder, der in der Hip Hop-Szene aktiv ist, jeder, muss seine „Styles“, seine „Skills“ und seine ganz persönliche Kreativität beim Rappen, beim Plattenauflegen, beim Sprayen oder Breaken ständig aufs Neue beweisen. In der Szene gilt: Solange man ehrlich bleibt, kann es dabei durchaus auch hart zugehen. Da wird oft „gebattled“, was das Zeug hält, das heißt, es werden die anderen Rapper mit „derben“ Reimen aus der Reserve gelockt. Alles, was ihnen heilig ist, wird verbal runtergemacht oder – um es im Szene-Jargon zu sagen – „gedisst“.

„Dissen“ ist ein im HipHop gängiger Begriff, der von „disrespect“ (Missachtung) hergeleitet und mit „verbal runter ma-

chen“ übersetzt wird. „Dissen“ steht für verbale Aggression, die in den Wortgefechten der Rapper („Battles“) richtig inszeniert wird. Die aggressive Sprache dient jedoch nicht dazu, aggressive Handlungen anzukündigen, sondern um Aggressionen zu kanalisieren. Verbale Aggression hat hier also durchaus ein spielerisches Moment.

Eine zentrale Rolle im Lifestyle der HipHopper spielt die Sprache. Die HipHop-Community spricht einen Soziolekt, der außerhalb der Szene oft kaum verstanden wird, und bedient sich dabei eines teilweise stark von der USamerikanischen HipHop-Kultur beeinflussten HipHop-Vokabulars. HipHopper sind die Sprachartisten der Jugendkultur.

Die MCs sprechen eigentlich nur ihre Gedanken rhythmisch auf einen Beat. Sie rappen meist zu Themen aus ihrem ganz persönlichen Alltag, aus einer unmittelbaren persönlichen Betroffenheit heraus. Die „Message“ ist allerdings nicht vorgegeben. Sie passiert in den Köpfen der HipHop-Fans, und zwar nur dann, wenn die das „HipHop-Listening“ beherrschen.

HipHop ist eine vor allem unter Schülern boomende Jugendkultur, denn HipHop transportiert das Lebensgefühl, in dem sie sich wieder finden. Die Werte des HipHop – individueller Selbstausdruck, Gemeinschaftsgefühl, Kreativität und Spaß – sind in der technologisch überfrachteten und sozial kalten Zeit, in der sie leben, hoch gefragt. Und der „Quergeist“, der der HipHop-Kultur zu eigen ist, macht die Szene für Jugendliche ganz einfach cool. HipHop ist eine Jugendkultur, die sich gegen die Anonymität der Masse wehrt.

Der Dress-Code ist: Street-Style, weite Hosen und auch sonst alles möglichst locker und „easy“. Der Sound: US-amerikanischer Rap, deutscher HipHop, aber auch Reggae, die Drogen sind Bier und Cannabis. Die Jugendlichen aus der HipHop-Szene haben eine ganz eigene Konsumphilosophie. Individuelle Leistung wird von ihnen hoch bewertet, sie bedeutet für sie allerdings nicht verbissenes Kämpfertum und Selbstverzicht, sondern der „Competition“-Gedanke, der ehrliche Wettbewerb.

HipHop ist heute nicht nur eine der bedeutendsten Jugendkulturen der Gegenwart, sondern auch ein riesiger Markt.

Die Techno-Szene

Techno ist Ende der 80er-Jahre entstanden und wuchs in den 90er-Jahren zu einer für das Jahrzehnt stilprägenden Jugendbewegung heran. Auch heute noch zählt die Techno-Szene zu den großen Jugendszenen und zieht mehr als nur ein paar verrückte Spinner in ihren Bann.

Techno war die erste jugendkulturelle Strömung, die den neuen Technologien nicht kritisch, sondern offen gegenüber stand. Techno beschäftigte sich mit der synthetischen Produktion von Musik.

Im Gegensatz zu Punk war mit Techno seit langem wieder einmal eine unpolitische und konsumorientierte Jugendbewegung entstanden. Das, worum es bei Techno ging, war, einfach Spaß zu haben und mit „Partying“ (= Party feiern) dem grauen Alltag zu entfliehen.

Der eine Teil der Techno-Szene ist der der kreativen Kernszene, in der sich eher junge Erwachsene als Jugendliche finden. Sie arbeiten an der Weiterentwicklung von Techno als elektronischem Musikstil und verfolgen die intellektuellen Ideen, die einst in Insider-Kreisen der Szene formuliert wurden, etwa das Prinzip von „Open-source“, also freiem Zugang zu Informationen und Ressourcen oder die Auflösung der Grenzen zwischen Artist, Label und Konsument. Diese erste Techno-Welt ist äußerst klein, aber fein. Sie arbeitet an der klang-ästhetischen Innovation und sie sucht, so wie einst, nach immer neuen Ausdrucksformen des für Techno typischen Party-Prinzips.

Der zweite Teil ist hingegen viel größer und ist eine populäre Partywelt für ein junges Massenpublikum, das mit Techno-Pop und elektronischen Klängen aufgewachsen ist.

Von diesen Techno-Jugendlichen wird Techno passiv konsumiert. Techno wird zu einer Kulisse, um am Wochenende mit Freunden und Bekannten wieder einmal richtig „abzufeiern“ und „abzutanzten“.

Die Jugendlichen sind freizeitorientierte Materialisten, ihr Weltbild beruht auf Spaß haben und gut drauf sein. Für die gesellschaftliche Wirklichkeit interessieren sich diese Techno-Kids wenig. Der Dress-Code ist synthetisch und bunt, billige Mainstream-Marken, als Drogen dient alles, was in Party-Locations

und in Großraum-Discos „gedealet“ wird – vor allem Ecstasy, Amphetamine und Cannabis.

Die Techno-Szene ist heute zu einem Ort der unheilvollen Begegnung von diffuser Fremdenfeindlichkeit und latent rechtem Denken geworden. Ob man sie deshalb schon als Nährboden einer rechten Erlebnis- und Eventkultur sehen kann, sei dahingestellt: Diejenigen, die sich mit Rechtsextremismus-Prävention befassen, werden in Zukunft auch beobachten müssen, wohin es die latent rechten Jugendlichen aus der Techno-Szene zieht.

Die Metal-Szene

Metal ist ein Musikgenre, bei dem es ganz eindeutig um mehr geht als um Musik. Mehr als bei anderen Genres moderner Unterhaltungsmusik geht es hier um schockierende, die Grenzen des gesellschaftlich Akzeptierten überschreitende Verkleidungen, um Tabubrüche und um das Schaffen von zwingenden Atmosphären, die von schaurig-gruselig über depressiv-suizidär bis hin zur übersteigerten fabrikhallenmäßigen Ohrenbetäubung reichen können. In vielen Fällen tendiert das Genre dazu, Grenzen auszuloten – seien dies nun Grenzen des so genannten guten Geschmacks, der musikalischen Beschleunigung, der erträglichen Lautstärke oder der Grenze zwischen Leben und Tod. Dennoch sind nicht alle Spielarten des Metal der Gegenwart rebellisch, tabubrechend, provozierend oder musikalische Grenzen überschreitend. Ein großer Teil der Szene hat sein Repertoire den Hörgewohnheiten der breiten Masse angepasst und damit den Sprung an die Spitze der Charts geschafft. Vieles, was auf der ästhetischen Ebene rebellisch daherkommt, ist in vielen Fällen nur Dekor, Spiel mit Design. In Teilbereichen ist Metal also einfach ein bizarres absurdes Theater, dessen Provokationen man nicht ernst nehmen sollte, als es von den Akteuren selbst gemeint sind.

Speed, Trash, Death: harte Währung in harten Zeiten. Schneller, härter, schockierender, brutaler – das ist das Motto, unter dem nun seit mehr als zwanzig Jahren die Entwicklung des Metal abläuft. Die von Männern dominierte Szene will an die äußersten Grenzen des menschlichen Seins gehen. Wenn der Rhythmus, wie im Speed Metal, einmal wie Maschinengewehrfeuer klingt, ist „Headbanging“ kaum mehr möglich. Die Körper der Zuhörer einer Speed-

Metal-Darbietung zucken im Stakkato-Tempo oder vibrieren nur noch ekstatisch zur Höllenmusik im Hyper-Speed.

Dem Speed Metal ganz ähnlich ist das Genre Trash Metal. Für den Laien ist Trash Metal an der Aggressivität der Musik, des Gesanges und der Texte zu erkennen. Hauptsache für die Fans des Death Metal sind Inszenierungen, die dunkel, morbide und gruselig sind.

Die Anhänger der Metal-Szene sind eine sehr heterogene Gruppe. Trotz aller Vielfalt und Widersprüchlichkeit stehen zwei Strukturmerkmale aber fest: Die Metals sind eine relativ kleine und eine stark männlich dominierte Szene. Nur zirka fünf Prozent der Jugendlichen in Österreich und in Deutschland gehören der Metal-Szene an. Sie ist eine typische Lehrlingsszene. Vor allem Jungs aus Handwerksberufen, eine Zielgruppe also, die das „Handfeste“ liebt, finden sich in der Szene in überdurchschnittlicher Häufigkeit. Der Schmuck muss in und unter die Haut gehen. Stilelemente sind: großflächige Tattoos und Piercings, Leder, insbesondere Lederhosen und Boots – stiefelähnliches, klobiges Schuhwerk, zentrale Farbe ist schwarz. Neben langen Haaren und diversen Leder- und Metal-Accessoires sind Band-T-Shirts auch noch wichtig, und vor allem: Bier. Der Mann weiß, wo es langgeht, und die Frau hat seinem Weg zu folgen.

Funsport-Szenen

Neben den Musik-Szenen ist der Funsport das zweite große Szenethema der Gegenwart. Vor allem die Brettsport-Szenen, Snowboard und Skateboard, liegen im Trend. Aber auch konventionellere Szenen, wie die Beachvolleyball-Szene, haben Zukunftspotenzial. Die Faszination, die von den Funsports ausgeht, liegt in ihrer Mischung aus körperlicher Aktivität, Mode, Marken und Musik.

Die Snowboarder-Szene

Das Snowboarden ist mehr als ein Wintersport, es ist ein Lifestyle mit vielen Design-, Kommunikations-, Bewegungs- und Spaß-Elementen. Die Snowboarder haben, um es in der Marketing Sprache auszudrücken, unter Jugendlichen ein „Top-Image“.

„Freestyle“ lässt sich nicht so einfach ins Deutsche übersetzen, denn Freestyle bedeutet mehr als einfach nur „freier Stil“. Es ist die bewusst zur Schau gestellte, demonstrativ inszenierte kulturelle und auch moralische Abgrenzung junger Menschen von der Kultur der Erwachsenen. Freestyle bedeutet: Gemeinsam mit Freunden Spaß haben: Sport ist Spaß. Dort, wo der Spaß aufhört, hört auch der Sport auf. Freestyle ist Fun und Entspannung pur.

Er bedeutet aber auch „No Politics“, also keine überzogenen Regulative oder Verbände.

Punk, Crossover und HipHop sind die Musikstile, die in der Boarder-Szene geschätzt werden.

Die Skateboarder-Szene

Der Ursprung des Skateboardens liegt in den großen Metropolen, dort, wo es viel Asphalt bzw. Beton und eine Fülle von „natürlichen“ Obstacles (= Hindernissen) wie Bordsteine, Stiegen und Ähnliches gibt. Skateboarden ist auch in Österreich ein städtisches Phänomen. Der Großteil der Skater-Community befindet sich in Städten mit über 50.000 Einwohnern, breitet sich aber auch auf ländliche Regionen aus. Die Folge ist eine explodierende Zahl an Skateparks in Kleinstädten und Dörfern.

Häufig gibt es Freestyle-Events, aber auch andere Outdoor- und Party-Aktivitäten wie Konzerte, Sportveranstaltungen, Szenelokale und Clubs stehen hoch im Kurs.

Im Alltag der Skateboarder spielen die elektronischen Medien die Hauptrolle. Fast jeder Skater hat ein Handy und nutzt es permanent. Computer- und Videospiele sind für Skater ein wichtiger Bestandteil der Freizeit.

Die Beachvolleyball-Szene

Die Angehörigen der Beachvolleyball-Szene gehören zu den aktivsten Jugendlichen überhaupt. Erlebnishunger treibt sie an – sie wollen raus aus der Enge ihrer vier Wände, wann immer es nur geht. Die Entwicklung des Beachvolleyball-Sports zu einem langfristig stabilen Mainstream-Jugendtrend könnte dennoch ausbleiben, denn Beachvolleyball ist noch immer keine richtige Jugendszene. Noch immer fehlen die typische Musik, die typischen Marken, der typische Szene-Jargon etc.

Die Computer-Szene

Die Computer-Szene zählt zu den größten Jugendszenen der Gegenwart und ist ein Sammelbecken für computer- und kommunikationsbegeisterte Jugendliche. Es gibt viele Szenen in der Szene.

Der Personal Computer, kurz PC, ist das Massenmedium des beginnenden dritten Jahrtausends. Der Computer ist mittlerweile zur multifunktionalen Kommunikationsmaschine geworden, deren plötzliche Abwesenheit die Funktionsfähigkeit nahezu aller wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Bereiche infrage stellen würde.

Gerade den Jugendlichen kann es nicht modern genug sein, was das Design, die Musik, die Technologie und die Kommunikation betrifft. Sie sind mit dem Computer aufgewachsen und haben gelernt, mit der Informationsvielfalt zu leben.

Die Computer-Szene ist die Speerspitze der jungen Technologiefans. Sie zeugt davon, wie sehr „High Tech“ bei der Jugend angesagt ist, schon jeder fünfte Jugendliche fühlt sich der Computer-Szene zugehörig.

Die Szene in sich ist allerdings äußerst inhomogen, es gibt verschiedene Formen des Umgangs mit dem Computer, und es gibt auch verschiedene Gründe, warum Jugendliche in die Computer-Szene einsteigen.

Ergebnisse der Markt- und Meinungsforschung zeigen, dass die Computer-Szene in zwei große Gruppen zerfällt: die Gruppe der „angepassten Konformisten“ und die der „konsumorientierten Fun-&-Action-People“.

In beiden Gruppen überwiegen die männlichen Jugendlichen, die Szene ist jung, in ihr sind deutlich mehr Unter- als Über-20-Jährige vertreten, und sie bringen, wie qualitative Explorationen belegen, auch die Innovationen in die Szene.

Speziell die „Fun-and-Action-People“ sind auch keine ungepflegten pummeligen „Nerds“, sie sind weltoffene, kommunikative und vielfach auch sportlich aktive junge Menschen.

Erst wenn das Geld ausgeht, verbringen sie ihre Freizeit zu Hause und nützen dort die gesamte Palette der medialen Angebote. Interesse für den Computer und das Internet bedeutet für sie noch lange nicht, dass man sich von der Schreib-Lese-Kultur abnabeln muss.

Die „angepassten Konformisten“ verbinden eine konservative Grundhaltung in gesellschaftspolitischen Fragen mit einem ausgeprägten Interesse für neue Medien und neue Kommunikationstechnologien.

Diese Jugendlichen sind politisch wie auch kulturell interessiert. Körperliche Aktivitäten und Stylingfragen sind für sie aber nahezu uninteressant. Bekleidung hat für sie primär die Funktion, gesellschaftlichen Konventionen gerecht zu werden und sich vor Regen und Kälte zu schützen. Gering ist auch ihr Interesse für Freunde. Die Konformisten sind, so seltsam das auch klingen mag, jugendkulturferne Jugendliche.

Besonders deutlich wird dies in ihrem Verhältnis zur Musik. Sie haben keines!

Alle anderen Medien sind für sie hingegen hoch attraktiv: Sie sehen mehr fern als andere Jugendliche, versuchen sich häufiger an Videospielen und sie lesen auch oft Bücher und Zeitschriften. Außerdem interessieren sie sich auch für die Hochkultur (zum Beispiel für die Oper, das Theater und Ausstellungen).

Das Internet hat die Jugendkultur auf den Kopf gestellt. Keine kulturelle oder technische Innovation der letzten fünfzig Jahre hat einen so starken Einfluss auf den Alltag der Jugendlichen und insbesondere auf das Leben in den Jugendszenen gehabt, wie das World Wide Web. Die wichtigste Veränderung, die das Internet bewirkt hat, betrifft die geografische Reichweite der Szenen. Waren Szenen früher vor allem durch das regionale Szenegeschehen geprägt, sind sie heute weltumspannende Netzwerke. Die Speerspitze dieses „Internationalismus“ bildet die Computer-Szene, weil die Computerfreaks die ersten waren, die das Netz intensiv nutzten, und weil die internationalen Szenekontakte bei ihnen auch am weitesten entwickelt sind. Der Computer und das Internet vergrößern den Freundeskreis und sie schaffen zusätzliche Anreize für neue Face-to-Face-Kontakte.

Besonders intensiv reizt jene Gruppe unter den Jugendlichen, die das Internet primär zur Kommunikation mit anderen benutzt: die Chatter. Die Chatter-Community ist eine sehr junge Community, in der Mädchen in der Überzahl sind. Chatter wollen spielen: mit der Sprache ebenso wie mit den Rollen, die sie in einem Chat einnehmen können.

Im Chat wird nicht dieselbe Sprache verwendet wie beispielsweise beim Brief- oder Schulaufsatzschreiben. Chatter verfügen über ein breites Inventar von so genannten Chat-Kürzeln, mit denen sie Gesten und Empfindungen darstellen können. Oft wird auch die Grammatik verfremdet oder es werden Wörter in einer sehr eigentümlichen Art verkürzt.

Neben dem Chat ist auch „ICQ“ eine beliebte Form der Kommunikation unter computerbegeisterten Jugendlichen. ICQ heißt so viel wie „I seek you“ und ermöglicht eine intimere Form des Chatters, denn in den meisten Fällen ist nur eine vorher festgelegte Anzahl an Personen zur Gesprächscommunity zugelassen. Beim ICQ kann jeder Teilnehmer einen eigenen Raum für Gespräche eröffnen, der dann nur ihm und seinen Freunden zugänglich ist.

Bei den „Gamern“ sind die Jungs eindeutig in der Mehrzahl. Die Chatter sind primär den „Fun-&-Action-People“ zuzurechnen, der überwiegende Teil der Gamer findet sich hingegen bei den „angepassten Konformisten“. In der Gamer-Community herrscht ein reger Austausch zwischen den Spiele-Freaks. Den Computer nutzen die Gamer aber dennoch primär als One-to-One-Medium.

Lan-Partys sind große Gamer-Meetings, bei denen sich nicht selten über hundert Gamer treffen. In einer Veranstaltungshalle werden dann die PCs aufgebaut und ein Netz (Local Area Network, kurz „Lan“) eingerichtet. Dort spielen die Teilnehmer gemeinsam Computerspiele, sie spielen gegeneinander nach dem „Death-Match-Prinzip“, der jeweilige Verlierer scheidet aus, der Gewinner spielt gegen einen anderen Gewinner usf.

In letzter Zeit werden in der Gamer-Community auch Game-Server im Internet immer populärer. Das ist ein Computer, auf dem die virtuelle Welt eines Computerspiels abgespeichert ist. Aus aller Welt steigen Gamer direkt in das Spiel ein und spielen nach dem „Death-Match-Prinzip“ gegeneinander.

Die Computer-Szene ist zweifellos ein Wachstumssegment im Bereich der Jugendkultur.

Jugendliche Subkulturen

Die Zeiten, als die Jugendkultur auf radikale Opposition zur Gesellschaft ging, sind lange vorbei. Jugendkulturen sind heute größtenteils mehrheitsfähige Freizeitwelten. Nur mehr in einigen wenigen, winzig kleinen Szenen, wie der Skinhead-Szene, der Gothic oder Punk-Szene, steht noch immer das „Nein“ zur Gesellschaft auf dem Programm. Jene, die sich in diesen Szenen tummeln, gelten als „Jugendliche am Rande der Gesellschaft“.

Die Skinhead-Szene

1. Die „Skinheads in the Spirit of 69“ beziehen sich auf die erste Skinhead-Generation, die in den 60er-Jahren in Großbritannien entstanden ist und mit rechter Ideologie nichts am Hut hatte. In der Szene nennt man sie „Oi-Skins“. Für sie ist Skinhead-Sein unpolitisch – ein Lebensgefühl, das von der Musik, die man in der Szene hört, dem Gemeinschaftsgefühl, das unter Gleichgesinnten besteht, dem szenespezifischen Look und den Szenemarken, aber auch von Alkohol und Spaß an Randalen getragen wird. Die Oi-Skins sehen sich als Teil einer Jugendkultur, die gegen die Normalbürgerwelt rebellierte. Sie wollen mit Politik nichts zu tun haben und sind gegen alle, die politisch argumentieren und denken. Dennoch haben fremdenfeindliche Parolen und rechtsnationale Attitüden in dieser Szene durchaus Platz.

2. Die „Skinheads in the Spirit of 88“ sind rechte Skinheads, die mit dem Nationalsozialismus kokettieren. 88 ist ein Zahlencode, mit dem sie ihre Nazi-Gesinnung umschreiben. 8 bezieht sich bei ihnen auf den achten Buchstaben im Alphabet, das „H“. 88 bedeutet „HH“ – und ist die Abkürzung für „Heil Hitler“. „Skinheads in the Spirit of 88“ sind also Skins, die sich den Werten und der Geisteshaltung des Dritten Reiches verbunden sehen. In der Szene nennt man sie auch „Boneheads“ oder „Fascho-Skins“.

3. Die „Skinheads in the Spirit of the 14 Words“ sind „White Power Skins“ und Teil der international tätigen „White-Power-Bewegung“, die sich für eine „Erhaltung der weißen Rasse“ stark macht. Die Zahl 14 steht für die berühmt-berüchtigten „14 words“: „We must secure the existence of our people and a fu-

ture for white children“ („Wir müssen sicherstellen, dass die Erhaltung unserer Rasse garantiert ist und dass unsere weißen Kinder eine Zukunft haben“). So wie die „Skinheads in the Spirit of 88“ zählen auch sie zur harten und großteils militanten Szene der rechtsextremen Skinheads.

Die Punk-Szene

Mitte der 70er-Jahre war Punk ein Skandal. Die „No-Future“-Generation bohrte sich Sicherheitsnadeln durch alle möglichen Körperteile, lief in zerrissenen Klamotten herum, stylte ihre Haare bunt und zu Irokesen und hörte eine für die damalige Zeit seltsame Musik. Eine expressive Symbolik des Kaputten ergänzt um zwei kleine Worte: „Fuck Society!“ Heute sind diese Punks der ersten Stunde Geschichte. Die Ideen der jugendkulturellen Anarcho-Bewegung von einst leben nur mehr in einer kleinen Subkultur weiter.

Das oberste Gesetz des Punk lautet: „Wir lassen uns von niemandem den Spaß versauen. Und wir brauchen keine Regeln – Chaos ist Kreativität.“ Von Beginn an war Punk eine Kultur zum Selbermachen. „Do it Yourself“ – das war der große Slogan des Punk. Im Punk-Rock war Dilettantismus angesagt. Jeder, der etwas zu sagen hatte, konnte eine Band gründen.

Punks sind „gegen Nazis, Rassisten und andere Arschlöcher“. Punks haben keine Lust auf Religion, auf Politiker, auf Bullen, auf multinationale Konzerne und „das System“. Punks misstrauen den Massenmedien, weil sie aus ihrer Sicht Instrumente des Kapitalismus sind. Punks sind in einem meist etwas diffusen Sinne (politisch) links und sie sind autonom.

Hauptfeinde sind nun die Bullen, die Skin(head)s, die mittlerweile deutlich ins rechte Eck gerutscht sind, der kommerzielle Mainstream, der den Menschen aus der Sicht der Punks jede Individualität nimmt und sie zu Konsum-Zombis macht, die Institutionen- Politik, weil sie Instrument eines kranken Systems ist und der bürgerliche Lebensstil, weil er intolerant und „spießig“ ist.

Für die Jugendlichen, die sich heute zur Punk-Szene bekennen, ist Punk eine Jugendkultur, die sich über Musik, Spaß, Style/Dress-Code und eine nicht völlig angepasste Lebenseinstel-

lung definiert. Sie sind die „Nachwuchs-Punks“, die mit Anti-Establishment-Attitüden experimentieren.

Hundert Prozent „punkig“ aus der Gesellschaft aussteigen wollen sie aber nicht. Punk zu sein, bedeutet für sie nicht, auf „Müll-Kind“ zu machen – mit viel Dreck, Bier, Musik und WGs in besetzten Häusern. Auch die politische Agitation am äußeren linken Rand ist nicht ihr Ding.

Was nicht heißen soll, dass das Weltbild der Szene nicht noch immer gegen rechts wäre. Äußeres Zeichen dafür ist der Dress-Code der Punks. Die Klamotten, die die Punks tragen, lassen Platz für Antifa-Symbole. Auf den Parkas und Taschen finden sich Aufnäher. Dazu trägt man Jeans und T-Shirts – nicht selten mit dem Aufdruck einer Punk- oder Hardcore-Band. Der Slogan „Anarchy rules“ gilt in der Punk-Szene zwar noch immer. Mit Anarchismus in politischem Sinne hat das aber nichts zu tun. Anarchistisch ist zu einem Synonym für unangepasste Coolness geworden.

Natürlich ist auch bei den Punks von heute die gewisse Dosis Politikverdrossenheit mit im Spiel. Doch das Establishment wird von ihnen nicht etwa ideologisch seziert, es wird nicht einmal mehr provoziert, bestenfalls wird es karikiert.

Sie sind eine exotische Spezies, die im Grunde friedlich ihr eigenes Leben lebt. Nur wenn es die Umwelt nicht anders will, wenn es sein muss, machen sie auf Protest-Show.

Die so genannten „Autonomen“

Sie sind auch heute noch in aller Munde: als Globalisierungsgegner, die gegen die Ausbeutung der Dritte-Welt-Länder protestieren, als Demonstranten gegen die ÖVP-FPÖ-Bundesregierung in Österreich, als militante Tierschützer, die mit gezielten Sachbeschädigungen Angriffe auf die Nahrungsmittel- und Bekleidungsindustrie starten, und natürlich als Hausbesetzer.

In Wien ist es um die Hausbesetzer-Szene eher ruhig geworden. Nur eine „autonome Zone“ ist übrig geblieben: das Ernst-Kirchwegger-Haus in Favoriten.

Doch auch wenn die Szene der Autonomen gegenüber außen weitgehend abgeschottet ist, ist sie überregional vernetzt. Wenn es um ihre Sache geht und es sich einrichten lässt, sind die Autonomen überzeugte Demo-Nomaden.

In ihrem Style geben sie sich nicht übermäßig „punkig“: schwarze Jeans, T-Shirts, alles ein bisschen abgetragen. Markenklamotten stoßen in dieser Szenen auf Ablehnung, weil internationale Großkonzerne dahinter stehen. Die Musik, die in der Szene gehört wird, ist in erster Linie „Hardcore-Punk“ und seit nicht allzu langer Zeit auch (wieder) Reggae – und zwar von „Roots“ bis zu „Dancehall“.

Die Gothic-Szene

Sie sind dunkle Gestalten in langen Kleidern und Mänteln, die – immer wenn es Abend wird – würdevoll und düster durch die Straßen ziehen. Sie inszenieren sich gerne als Exzentriker. „Die Schwarzen“ sind eine sagenumwobene Szene.

Gothic ist ursprünglich aus dem Punk entstanden. Ihre Ursprünge haben „die Schwarzen“ in den späten 70er-Jahren, an die Stelle der politischen und sozialen Rebellion trat das ästhetische Aufbegehren gegen das „Normale“, ein selbstversponnenes, gefühlsintensives Ausklinken aus der Mehrheitsgesellschaft.

Beengende Gefühlsintensität, depressive Lebensverachtung und ein Look, der ebenso schwarz war wie die Weltsicht derer, die ihn trugen, wurde zum Markenzeichen der Gothics der ersten Stunde.

Auch heute noch bevölkern „Gothics“ und „Waver“ die Szene der Schwarzen. Waver ist einem Kürzel für „Dark-Waver“. Das sind Leute aus der schwarzen Szene, die auf der „dunklen Welle“ durchs Leben surfen und dabei Dark Wave und Gothic-Metal hören. Die Szene definiert sich heute vor allem über das Styling und die Musik:

1. düsterer Gothic-Rock, der just zur Jahrtausendwende auch außerhalb der Szene populär geworden ist,
2. Dark Wave, der in den 80er-Jahren aus einer Mischung von Synthie-Pop und Industrial entstand und der vor allem im deutschsprachigen Raum immer wieder mit braunem Okkultismus in Verbindung gebracht wird,
3. zum Teil auch Black Metal.

Okkulte Motive beherrschen die Szene der Schwarzen – und zwar in einem befremdend toleranten Nebeneinander von christlicher, heidnischer und satanistischer Symbolik. Speziell für die Todes-Fetischisten und Death-Metal-Freaks gibt es Totenschädel-Motive, Silberschmuck – und natürlich Piercings.

Die Szene ist heute irritierend vielschichtig. Gothic ist zu einem Sammelbecken für verschiedene schwarze Jugend- und Musikkulturen geworden: für Weltschmerz geplagte Melancholiker, für okkulte Dark-Waver, für Sonderlinge, die sich dem Vampirismus und dem Fetisch-Rock verschrieben haben, und auch für die verrufenen Black- und Death-Metal-Fans. Das, was sie alle verbindet, ist ihr befremdendes Interesse für die dunklen Seiten des Lebens und ihr Faible für die Farbe Schwarz.. Das gemeinsame Lebensmotto lautet: „In darkness we trust.“ Bittersüße Melancholie wird in der Gothic- Szene richtig inszeniert.

Schreiben ist für Gothics eine noch immer zeitgemäße Möglichkeit, den eigenen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Viele Texte, Lieder und Gedanken der Gothics kreisen um den Tod.

Heute spielen Musikinteressen und Mode die bedeutendste Rolle; sie geben der Szene nach innen wie nach außen Identität.

Gothics sind verträumt, „verkopft“ und sie faszinieren sich gern am Imaginären. Sie lassen sich auf den Wogen der Ästhetik und des Gefühls treiben, sie lesen Bücher über Magie und Okkultismus und beschäftigen sich intensiv mit sich selbst. Weil sich die Gothics nicht klar positionieren und sich auch nicht abgrenzen, werden sie immer wieder mit rechtem Okkultismus in Verbindung gebracht. Sie selbst können die Sorgen, Ängste und Argumente der „Antifa“ aber nicht verstehen.

Jugendkultur in der Krise

Ein mögliches entworfenenes Lebens- und Identitätskonzept am Beispiel Rap

Ab Mitte des 20. sowie Anfang des 21. Jahrhunderts zeigt sich, dass Jugendkultur das wichtigste Medium ist, um gesellschafts-kritische und politische Haltung zu transportieren. Meine Intention ist nicht, die unterschiedlichen und vielfältigen Stile bzw. Richtungen der Jugendkulturen zu thematisieren, sondern ein mögliches Lebens- und Identitätskonzept am Beispiel von Rap zu erläutern.

Es stellen sich folgende Fragen: Wie konstruieren die Jugendlichen ihre Identität in Bezug auf Rap? Wo finden sie ihre Identifikationsmuster?

Charakteristisch für die Hip-Hop-Kultur sind ihre Zeichen und Symbole, welche in der Bronx der USA im Jahr 1974 entstanden sind und ihren Ausdruck in Form von Graffiti¹, Breakdancing², DJing³ und Rapping⁴ finden.

-
- 1 **Graffiti:** „Popularform von ‚Graffito‘, das vom Italienischen ‚graffitare‘ stammt, das etwas ‚einritzen‘ oder ‚einkratzen‘ heißt. Mit Graffiti sind allgemein Zeichnungen und Schriften auf Wänden gemeint, während das Writing (engl. ‚Schreiben‘), als Teilkultur des Hip-Hops, nur das Schreiben des eigenen Namens verkörpert. [...] Als sich nach der Entwicklung der verschiedenen Spruchtechniken in den Siebzigerjahren aus dem Writing die Aerosol-Art herausbildete, wird der Begriff Graffiti von den breiten Öffentlichkeit auch auf besprühte Leinwände in Galerien ausgeweitet (Krekow et al. 2003: 265).“
 - 2 **Breakdancing:** „Wird von den Breakern in Popping, Locking und B-Boying unterteilt. Die ersten offiziellen Fotos von Breakdancern erschienen 1980 in der amerikanischen Tageszeitung New York Post, nachdem die High Times Crew wegen ‚illegalem Tanzen‘ auf dem Washingtoner U-Bahngelände verhaftet wurden (Krekow et al. 2003: 122).“
 - 3 **DJing:** „Die (Wieder-)Aneignung akustischer Memoriate vollzieht sich im DJing durch Beatboxing. Diese Techniken, die natürliche, musikalische wie technologisch erzeugte Klangwelten zitieren oder imitieren und kombinieren, greifen rekonfigurierend auf den kulturellen Lautvorrat der Menschheitsgeschichte zurück (Kimminich 2003: 87f).“
 - 4 **Rapping:** „Rapping ist eben mehr als technisch potenziertes Spre-

Das Phänomen Rap, als Bestandteil der Hip-Hop-Kultur, ist komplex und vielseitig. Dieses Genre bietet vor allem aufgrund seiner „verbalen Ausdruckskunst“ (Kimminich 2004: XI) nicht nur den RapperInnen selbst, sondern auch zahlreichen ForscherInnen verschiedener Fachbereiche, wie z.B. LinguistInnen, KulturwissenschaftlerInnen, SoziologInnen etc. reichlich Stoff für ihre wissenschaftlichen Studien (vgl. ebenda: XI). Mehrheitlich behandeln diese Studien seine Entstehung, seine ProtagonistInnen sowie die sich um den Rap rankenden Mythen und Skandale (vgl. ebenda: X).

Es werden auch „seine musikkompositorischen Innovationen, seine gesellschaftspolitische Dimension, seine Kommunikations- und Diskursstrategien“ sowie sein Facettenreichtum hervorgehoben, um „zu beschreiben, zu kritisieren, zu ideologisieren oder auch zu idealisieren, zu analysieren und zu theoretisieren (Kimminich 2004: X)“.

Die symbolische Bedeutung dieses Musikstils drückt sich unter anderem in der Bekleidung wie z. B. weite T-Shirts, übergroße Hosen, spezielle Kappen, Halsketten etc. aus. Ferner wird über einen oftmals nackt gezeigten Oberkörper eine offensive männliche Sexualität (biologisches Geschlecht) signalisiert. An den „klassischen“ Rap-Outfits sind die meisten RapperInnen leicht als solche zu erkennen. Gleichzeitig wird der aktuelle Styling-Trend aufgegriffen und weiter getragen. Dadurch wird die Zugehörigkeit zu einer Gruppe dargestellt, ohne jedoch die eigene Individualität dadurch aufzugeben. Insbesondere durch die selbstverfassten Raptexte wird das Individuelle, aber auch das Kollektive verstärkt bzw. bestätigt. Damit ist es möglich, den Ich-Ausdruck neu zu gestalten bzw. zu inszenieren.. Es zeigt sich, dass Rap als Musikrichtung in der ganzen Welt das bevorzugte politische Sprachrohr marginalisierter Jugendgruppen ist, insbesondere bei jenen jungen Menschen mit Migrationshintergrund und/oder „anderer Hautfarbe“.

chen, mehr als hochbeschleunigte Sprachkunst, mehr als ein mit skatologischen Obszönitäten und sexistischen Gewaltphantasien ange-reichertes ‚Dissen‘. Es ist eine politikrelevante (Über-)Lebenspraxis und -philosophie; (Kimminich 2004: XXIV).“

Identitätsbildung durch Rap

Einleitend kann man festhalten, dass durch und über die Verwendung von Zeichen die Menschen ihre Zugehörigkeit definieren. Sie tun es für sich selbst und auch gegenüber anderen. Für das Individuum haben die Symbole identitätsstiftenden Charakter. Die spezifisch verwendeten Kulturelemente, welche unterschiedliche Relevanz für die Identitätsbildung haben, geben Auskunft über die Verortung in einer speziellen Gruppe.

„Identitätsbildung vollzieht sich auf der Basis eines kulturell vorgegebenen, in verschiedener Weise kodierten und materialisierten Erfahrungs- und Wissensvorrates der Weltbeschreibung, der in Bedeutungen und Bezeichnungen festgelegt wird. Um ihren Konstruktionsprozess einzuleiten und aufrechtzuerhalten, braucht das Individuum Zeichen, Symbole und Metaphern (Kimminich 2003: 47).“

Ein wesentlicher in Betracht zu ziehender Aspekt ist neben der individuellen Identität einer Person die soziale Autobiographie einer Gesellschaft. In diesem Zusammenhang spricht Siegfried J. Schmidt (2003) von sozialer Identität. Er betont, dass die Gesellschaft ihre Prozesse der Selbstvergewisserung braucht. In seinem Artikel *Über die Fabrikationen von Identität* schreibt er über mehrere Identitätsaspekte, wovon einer ganz prägnant hervorgehoben wird: Identität muss dargestellt werden, indem sie über das Interpretations- oder Legitimations-Ich thematisiert wird. Er spricht hier einerseits über die Identität, die nur dann erfolgreich hergestellt werden kann, wenn sie von anderen freiwillig anerkannt wird. Dadurch wird sie sozial legitimiert. Andererseits betont er, dass Identität nicht nur immer wieder hergestellt wird, sondern auch stets dargestellt werden muss (vgl. Schmidt 2003: 5).

„Identität resultiert mithin aus beobachteten Bezugnahmen auf sich selbst in Selbstbeschreibungen (Identitätskonstruktion für sich selbst) und Erzählungen (Identitätskonstruktion für andere). Beide Prozesse ereignen sich nicht im luftleeren Raum, sondern in ganz konkreten Handlungs- und Kommunikationszusammenhängen, die sich im Anschluss an Überlegungen W. Schapps als Geschichten und Diskurse bezeichnen (ebenda: 6).“
Als weitere Gesichtspunkte von Identität weist Schmidt (2003)

auf die Bedeutung des Gedächtnisses und des Erinnerns hin, welche um das Problem „Zeit“ kreisen. Erinnern können wir uns in der Gegenwart, die im Wirkungszusammenhang von Geschichten und Diskursen steht. Geschichte und Rapgeschichte sind in diesem Kontext folgende: Es geht um das kollektive Gedächtnis und das Erinnern an die Versklavung von SchwarzafrikanerInnen. Rap, der in den USA in den 1970er Jahren entstanden ist, steht in enger Verbindung mit schwarzer Musik, Ghettoisierung und Armut.

Man kann feststellen, dass Rap ein internationales und unverwechselbares Medium der subkulturellen Selbstdefinition geworden ist. Diese Weltmusik bringt lokale und traditionelle Musik zusammen, welche zeitlich und geographisch oft weit von einander entfernt sind. Ob in den Ghettos von New York oder in Paris, in Berlin oder in Wien, Rap ist überall präsent.

„Rap lässt sich zurückverfolgen über Disco, Straßenfunk, Radio-DJ's, Bo Diddley, Bebop-Sänger, Cab Calloway, Pigmeat, Muhammed Ali, Steptänzer und Doo-Wop-Gruppen, Seilspring-Reime, Gefängnis- und Soldatenlieder, Toasts, Signifying, The Dozens bis hin zu den Griots in Nigeria und Gambia. Egal wie weit Hip-Hop in japanische Videospiele und europäische Elektronik vordringt, seine Wurzeln sind von allen afroamerikanischen Musikrichtungen die tiefsten (Toop 1992: 27).“

Identitätskonzept durch Rap

Die Darstellung des Ich-Konstrukts in künstlerischen Autobiographien wie z. B. durch Raptexte zeigt eine Parallele von Jugendkultur und Selbstauffassung. Rap ist in einem urbanen Gebiet entstanden. Das Aufwachsen in den großen Städten hat einen wesentlichen Einfluss auf die Lebenswelten der Jugendlichen und wirkt sich insbesondere auf junge Menschen mit Migrationshintergrund prägend aus. Durch Multikulturalität, Multiethnizität sowie Multilingualismus bilden sich hybride Identitäten. Ein weiterer Aspekt ist, dass die soziale Benachteiligung und die Marginalisierung sowie die schwierigeren Lebensbedingungen für eine bestimmte soziale Schicht charakteristisch sind.

Im Rap wird Identität verbal konstruiert. Ein/e RapperIn stellt sich gegenüber einem/r „GesprächspartnerIn“ beim Dissen oder beim Free Style dar und zeigt somit die eigene soziale Position. Ebenso wird dadurch ein Image praktiziert und gepflegt. Das heißt, dass die Manifestierung der Identität durch soziale Interaktion stattfindet, die überwiegend auf einem situativen Kontext basiert. Die sozialsymbolische Funktion von Sprache wird beim Rappen im kommunikativen Handeln von GesprächspartnerInnen und vom Gesprächskontext abhängig, nämlich „[...] in der sozialen Interaktion, im Gespräch, wird nicht allein die soziale Welt gedeutet, sondern soziale Welt und Identität werden interaktiv konstruiert (Birken-Silverman 2003: 275).“

Die Vermutung liegt nahe, dass Ich-Identität durch Rap eine Selbstbestätigung bzw. einen Selbstzweck verfolgt. Hingegen bezieht sich der verbundene gruppenspezifische Kommunikationsstil bei RapperInnen auf die soziale Identität.

Ein gruppenspezifischer Kommunikationsstil basiert auf der Sprachwahl und auf Interaktionsformaten, die auch als „Fachkommunikation“ bezeichnet werden. Dies zeigt sich am Beispiel des Raps, welcher eine eigene Szenensprache entwickelt hat. Dies ist als eine Strategie der Rapkultur zu verstehen, um gegenüber der Mehrheitsgesellschaft Kritik zu üben und die eigenen Interessen zu vertreten. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, eigene Räume zu bekommen bzw. falls diese schon bestehen, sie zu sichern. Ferner führt dies zu einer eventuellen Steigerung der sozialen Macht sowie des Prestiges, was wiederum als Voraussetzung für das Erreichen eines materiellen Erfolgs gelten kann. Mit der Identifikation durch Mimesis (Nachahmung) oder der Imitation von Rapidolen wird die eigene Identifikation dargestellt. Als eine Alternative zur Identitätsbildung bietet der Rap besonders für junge Menschen mit Migrationshintergrund die Möglichkeit, eine soziale sowie kulturelle Identität zu konstruieren (vgl. ebenda: 277).

Ebenso ermöglicht Rap die Konstruktion eines Lebensraumes, um zu gesellschaftlicher Anerkennung zu gelangen. Insbesondere können die Raptexte als Bestrebung nach Akzeptanz und gesellschaftlicher Kritik bei jungen RapperInnen betrachtet werden. Zumeist bewegen sich diese jungen Menschen in einem

Spannungsfeld zwischen ihrer, von der Gesellschaft überwiegend negativ bewerteten Herkunftskultur und der städtischen Kultur der Aufnahmegesellschaft. Durch kritische Texte und eine provokante Sprache schildern bzw. berichten sie schichthierarchische Ungleichheiten. So wird in den Texten einerseits die negativ konnotierte, fremdbestimmte Identität, die gesellschaftlich überwiegend als „GastarbeiterInnen Überflutung“ wahrgenommen wird, verarbeitet und bearbeitet. Damit wird auch Widerstand gegen negative Kulturzuschreibungen durch die Mehrheitsgesellschaft ausgedrückt. Andererseits wird dadurch auch die eigene kulturelle Zugehörigkeit bestätigt und verstärkt. Gleichzeitig findet im Rap eine innere Hierarchisierung statt: Die innere soziale Hierarchie, welche durch die jeweils spezifische Gruppenkommunikation inszeniert wird, orientiert sich überwiegend an geschlechtshomogenen Gruppen sowie an der Teamarbeit einer Rapgruppe bzw. Crew. Meistens ist diese Art von Kommunikation im Gangsta-Rap zu finden. Diese Stilisierung manifestiert sich durch eine für die RapperInnen charakteristisch egozentrische Perspektive, die über die Singularform eine kollektive Stärke und „Wir-Perspektive“ indiziert (vgl. Birken-Silverman 2003: 280). Das heißt, dass die individuelle Leistung sowie das individuelle Können in kollektive Praktiken eingebettet werden.

Geschlechtsrolle

Ausschlaggebend für die Bildung der „Identität“ und die daran gebundene Phase der Adoleszenz ist die Ausübung einer bestimmten „Rolle“. Anselm Strauss (1959/1968) war der Ansicht, dass sich Identität primär in einer bestimmten Situation manifestiert. In dieser Situation benimmt sich ein Individuum auf eine bestimmte Art und Weise, welche sich an den Erwartungen der Anderen orientiert. Dadurch werden bei einem Menschen die Verhaltenszüge verstärkt bzw. bestätigt, wodurch in der Folge eine bestimmte Rolle entsteht (vgl. Baacke 2003: 210).

„In der Regel wird Rollenverhalten weitgehend internalisiert. Dies bedeutet, dass man sich mit der gespielten Rolle identifiziert. Gerade Jugendliche nehmen es hier sehr genau (ebenda: 211).“

Paul Goodman (1956) betrachtet die „Rolle“ als einen Vorgang

in einer bestimmten Situation (vgl. ebenda: 215). Die Rolle ist auch ein wichtiger Interaktionscode für die Kommunikation mit den Anderen und hat somit einen sozialen Nutzen. Ferner beeinflusst die Identifizierung mit Anderen die eigene Identitätsbildung. Das Ideal von Rollenverhalten wäre, wenn die eigenen Erwartungen und die Erwartungen der anderen vollkommen miteinander übereinstimmen würden.

In der Jugendphase spielt vor allem das Geschlecht eine wichtige Rolle bei der Bildung von Identität. Die spezifischen Attribute und Erwartungen an die „Mädchen- bzw. Bubenrolle“ werden schon von Kindesbeinen an gelernt und eingeübt. Dabei dienen diese bereits im Kleinkindalter als eine wesentliche Vermittlungsquelle patriarchaler Systeme und daran gebundener Wert- und Normvorstellungen. So wird schon in frühester Kindheit durch Märchen tradiert, dass z. B. der hoch erhobene, auf einem weißen Pferd reitende Ritter, der an eine Sache glaubt, Könige befreit bzw. bekämpft, um dann an der Seite einer Jungfrau Kraft für den nächsten Kampf zu sammeln. Durch diese zugeschriebene Rolle wird die hierarchische Unterordnung der Frau unter die moralischen Prinzipien des Mannes legitimiert.

Von Generation zu Generation wird die Rolle der Frau und jene des Mannes weitergegeben. Ganz überspitzt formuliert bedeutet dies: Der Mann ist Ratio, Kopf, Geist und Vernunft. Er ist Norm und Subjekt. Die Frau dagegen ist Körper, Soziales und Emotion. Traditionellerweise ist die Frau Gebrauchswert für den Mann und Tauschwert unter den Männern. Sie ist Ware und Objekt. Die Rolle der Frau ist gleichzeitig immer Hure und Heilige, Jungfrau und Mutter. Der Weg zur „Heiligen“ vollzieht sich im Unterordnen der moralischen Prinzipien des Mannes. Deshalb dienen sexistische Ausdrücke und Beschimpfungen gegenüber Frauen, wie am Beispiel des Gangsta-Rap ersichtlich, nicht nur der Provokation und der Steigerung des Bekanntheitsgrades. Sie können auch als Manifestierung des traditionellen hierarchischen Systems zwischen Mann und Frau verstanden werden. Es geht auch um die Potenzrolle des Mannes und des eigenen Geschlechts im Rap. Es scheint, dass durch den heute verbreiteten Gebrauch von Potenzpillen der Mann in der Krise steckt. Entsprechend seiner Rolle muss er, ob jung oder alt, immer bereit sein, seine „Männlichkeit“ bzw. Potenz

zu beweisen. Plötzlich ist sein Machtsymbol, sein Penis, in Gefahr. Die Homophobie des Mannes wird sichtbar und seine Angst vor Kastration ist enorm. Es scheint, dass sich der Mann in seiner Rolle nie sicher war bzw. ist. Auch ist er ständig bemüht, sich dem Einfluss seiner Mutter zu entziehen: Einerseits sehnt er sich wie „ein weinendes Kind“ nach der Brust seiner Mutter und will sich gleichzeitig ein Leben lang von ihrem Einfluss befreien. Andererseits wurde ihm bzw. den damaligen jungen Männern aufgrund des 1. und 2. Weltkrieges die männliche Identifikationsfigur und das Erleben einer Vaterrolle entzogen. Dieses Phänomen bleibt durch die in der Gegenwart steigende Anzahl von Alleinerzieherinnen aufrecht. Auch bei bekannten Namen in der Rapszene ist diese Besonderheit häufig anzutreffen. Diese „Rollenkrise“ des Mannes überträgt sich ebenso auf die männlichen Jugendlichen. Es scheint, dass die Rolle als Mann und die daran gebundene Identität, vor allem wenn sie sich nicht ausschließlich auf das biologische Geschlecht bezieht, nach wie vor von einem emanzipatorischen Diskurs weit entfernt ist. Dies ist auch an der jüngeren Generation von Männern, welche zunehmend selbstbewusst eine machoide Haltung zur Schau trägt, zu erkennen.

Dieses traditionelle männliche Rollenverhalten ist überall sichtbar und präsent. Nicht nur im Rap, sondern auch in anderen Kunstrichtungen wird dieses Männlichkeitsbild transportiert. So beispielsweise in Filmen wie *Fight Club* (1999) und in *Was Frauen wollen* (2000) – in denen sich die Hauptakteure⁵ schlagen, um ihre Männlichkeit zu beweisen bzw. der Protagonist⁶ erst von einem Blitz getroffen werden muss, um endlich hören bzw. verstehen zu können, was Frauen denken.

Sprache

Nicht nur das Geschlecht, sondern auch die Sprache wirkt sich auf die eigene Identität aus, insbesondere bei jungen Menschen, die sich in der Phase der Adoleszenz befinden und als Musikschafter sowie als RapperInnen auftreten.

5 Brad Pitt und Edward Norton

6 Mel Gibson

Die Sprache ist das wichtigste Medium für unsere Kommunikation. Im Allgemeinen wird mit dem Begriff „Medium“ ein vermittelndes Element, eine Mittelform zwischen Aktiv und Passiv, ein Träger bestimmter physikalischer oder chemischer Vorgänge sowie die Verbindung zum übersinnlichen (parapsychologischen) Bereich bezeichnet. Weiters werden unter dem Begriff Medium die organisatorischen und technischen Apparate für die Vermittlung von Meinungen, Informationen oder Kulturgütern, ebenso wie Massenmedien, u. a. Film, Funk, Fernsehen, Presse, Internet sowie Unterrichts[hilfs]mittel, die der Vermittlung von Information und Bildung dienen, zusammengefasst. Im Bereich der Werbung steht die Bezeichnung Medium für ein benutztes Kommunikationsmittel (vgl.: Drosdowski et al. 1997: 505f).

Laut Luhmann haben soziale Systeme ihre Kommunikationssysteme. Sie „konstruieren sich selbst mit Hilfe einer Unterscheidung von *Medium* und *Form*. (Luhmann 1997: 195).“ Luhmann (1997) versteht unter einem Medium die „Ordnung von Möglichkeiten“ (vgl. 1995b, 15; Hervorhebung durch M.B. in Berg-haus, zit. nach Margot 2004: 111). Eine grundlegende Unterscheidung zwischen Medium und Form zieht Luhmann mit Hilfe der Differenzierung zwischen loser und strikter Kopplung der Elemente. „Das Medium wird gebunden – und wieder freigegeben. Ohne Medium keine Form und ohne Form kein Medium, und in der Zeit ist es möglich, diese Differenz ständig zu reproduzieren (Luhmann 1997: 199).“ Somit postuliert er: „Kommunikationssysteme konstruieren sich selbst mit Hilfe einer Unterscheidung von *Medium* und *Form* (ebenda: 195).“

Am Beispiel Rap als Genre nimmt die Sprache als Medium einen wichtigen, wenn nicht den wesentlichsten Stellenwert ein. Ohne das Stilmittel des Reims wäre der Rap in seiner heutigen Form nicht möglich gewesen. Laut Luhmann ist Sprache ein Medium, jedoch kein System, da sie keine eigene Operationsweise hat. Die Sprache ist das grundlegende Kommunikationsmedium. Sie macht deutlich, dass eine Mitteilungsabsicht vorliegt, wobei darauf hingewiesen werden muss, dass Sprache keineswegs eine notwendige Bedingung für Kommunikation darstellt. Wesentlich ist, dass laut Luhmanns These die Erfahrung von Sprache eigentlich die Voraussetzung für Kommunikation ist.

Also auch dafür, dass nonverbales Verhalten als Kommunikation eingesetzt und verstanden werden kann. Denn erst die Sprache produziert die notwendigen Differenzen zwischen Information und Mitteilung, aber auch zwischen Wahrnehmung und Kommunikation sowie zwischen Medium und Form. Somit kann das schon vorher nonverbale Verhaltensrepertoire als Kommunikationsrepertoire genutzt werden. Sprachliche Zeichen produzieren eine eigene Realität, losgelöst von der Außenwelt. Durch die Sprache wird eine „zweite Realität“ geschaffen. Sie ist „ein Medium, das der Bildung von Formen im Bewusstsein und in der Kommunikation dient und so die strukturelle Kopplung psychischer und sozialer Systeme ermöglicht (Detlef 2005: 227).“

Raplyrik

Durch die Sprache wird vor allem die kulturelle und soziale Identität konstruiert. Heute hat der Rap die Grenzen der amerikanischen Ghettos schon lange hinter sich gelassen und hat sich mittlerweile zu einer globalen Kultur entwickelt. Die Globalisierung und die hybriden Lokalkulturen befinden sich in einem ständigen Prozess, welcher sich durch den Rap als Form bearbeiten lässt (vgl. Kimminich 2003 zit. nach Wittmann 2004: 189).

Die Raplyrik – gemeint sind die Raptexte – entsteht aus der Sprache heraus und dient den RapperInnen als Identitätsmerkmal. Aber die „glokalen Kulturen“, eine Synthese von globalen und lokalen Kulturen, sowie die hybride Identität werden im Rap wiedergegeben und reflektiert. Durch die Verwendung der Muttersprache werden auch die traditionellen Wertesysteme in den Texten transportiert. Die Verwendungssprache der Mehrheitsgesellschaft in Raptexten kann als Symbol für die Bestrebungen nach Anerkennung und gesellschaftspolitischer Akzeptanz bzw. Gleichberechtigung bewertet werden. Um die empfundene Ungerechtigkeit und wahrgenommene ungleiche Behandlung zu beschreiben, wird vor allem auf die „Ghettoidentität“ (ohne eigentlich im Ghetto zu leben) in den Raptexten hingewiesen und somit in Folge auch verstärkt sowie konstruiert. Durch die in den Raptexten verwendete Sprache wird die Kritik am gesellschaftspolitischen und -sozialen System, an der Urbanität so-

wie an den Prinzipien des Wettbewerbs nach „außen“ getragen. Nach „innen“, (wie hier am Beispiel Rap), werden die Verhältnisse der Herkunftskultur, der Mehrheitsgesellschaftskultur und der gewählten Jugendkultur intensiv gelebt und reflektiert. Deshalb trägt die „Ghettoidentität“, die als Metapher zu verstehen ist, wesentlich zur Identitätsstiftung der jungen MigrantInnen bei. Durch Rap werden die jungen muskschaffenden Menschen zu sprachgebräuchlichen TrägerInnen ihrer sozialen Gruppe und können als „Soziolekte“ bezeichnet werden (vgl. Drosrowski 1997: 761). Ferchhoff (2007) hingegen verwendet das Wort „Ethnolekt“ und bezieht sich dabei nicht ausschließlich auf die Sprache der Rapszene, sondern beschreibt damit nicht Deutschmuttersprachliche Jugendliche in Deutschland sowie nicht bildungs- und elitenaher Milieus.

„Ein solches ‚sub- und interethnisches Kidzdeutsch‘ (‘Ethnolekt’) genießt als kreatives und innovatives, leicht subversiv-aggressives Kraftdeutsch unter den Jugendlichen im Kidz einen coolen, imagerächtigen und prestigereichen Charakter, während mit diesem gemixten, ethnischgefärbten und herrschende grammatikalische und semantische Regelstrukturen verletzen den Kidzdeutsch bei den bildungs- und elitenahen Milieus und in den Bildungseinrichtungen und in der Arbeits- und Berufswelt kein Staat zu machen ist – zumal viele Jugendliche mit oder ohne Migrationshintergrund über keine hinreichenden ‚hochsprachlichen Alternativen‘ in der Schriftsprache verfügen. Immerhin sind Hip-Hop und Rap ‚der Spiegel oftmals dieser kreativen und zugleich ‚subtraktiven‘ zweisprachigen Welt‘ der – zumindest dem schulischen und später dem gesellschaftlichen Scheitern vorbestimmten – ‚Habenichtse‘“ (vgl. Dittmar 2006: 25, zit. nach Ferchhoff 2007: 382).“

In Bezug auf Wien liegt die Vermutung nahe, dass der „Wiener Rap“ als eigener Musikstil die Funktion des Indikators der städtischen Integration übernommen hat.

Das Phänomen und die Bedeutung der Sprache im Rap haben Michelle Auzanneau und Vincent Fayolle (2004) am Beispiel der Sprachvariabilität im senegalischen Rap unter soziolinguistischen Aspekten erforscht. Dabei widmeten sie sich besonders der Zweisprachigkeit:

„Während die Mitglieder mittlerer und sozial benachteiligter Klassen diesen Misch-Code in eine Vernakularsprache verwandeln, sehen die Mitglieder der oberen Schichten in ihm ein Kriterium, durch das ihre Sprachkompetenz des Französischen und des Wolof als Zweitsprachigkeit hervorgehoben wird. Diese Variabilität ist besser zu verstehen, wenn man sie in Beziehung zu anderen Variabilitäten setzt: zur sozialen Zugehörigkeit, zum Alter, zum Bildungsniveau, zum Geschlecht oder zum Kontext kommunikativer Interaktion (vgl. Auzanneau/Fayolle 2004: 209f).“

Es zeigt sich, dass Sprache eine der wichtigsten und prägendsten Faktoren für die Bildung einer kulturellen und sozialen Identität ist. Daher ist in der Raplyrik die verwendete Sprache im Sinne des Identitätskonzepts in der Phase der Adoleszenz für die Ausbildung der Ich-Identität und Geschlechterrolle, die persönliche Weiterentwicklung, Entfaltung und Selbstbestätigung von besonderer Bedeutung.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Rap für einen möglichen und gelungenen Entwurf des eigenen Lebens- und Identitätskonzepts dienen kann. Im und durch Rap wird deutlich, dass sich die Jugendlichen als Teil ihrer eigenen Generation, in ihrer eigenen Zeit sowie in ihrer eigenen Kultur verorten.

Literatur

- Auzanneau, Michelle (2003): Rap als Ausdrucksform afrikanischer Identitäten, in: HipHop, (Hrsg.) von Androutsopoulos, Jannis; Transcript, Bielefeld.
- Auzanneau, Michelle und Fayolle (2004), Vincent: Äußerungsereignis und Sprachvariabilität im senegalischen Rap, in: Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen (Hrsg.) von Kimminich, Eva, Band 4; Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Baacke, Dieter (2004): Jugend und Jugendkulturen; Verlag JUVENTA, Weinheim und München.
- Baacke, Dieter (2003): Die 13–18-Jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters; Verlag BELTZ, Weinheim und Basel, (erste Ausgabe 1983).
- Birken-Silverman, Gabriele (2003): „Ich bin New School und West Coast“ Identität und Sprechstil in einer Breakdance-Gruppe von Mannhei-

- mer Italiener in: Hip-Hop, (Hrsg.) von Androutsopoulos, Jannis; Transcript, Bielefeld.
- Detlef, Krause (2005): Luhmann – Lexikon; Verlag Lucius & Lucius (UTB), Stuttgart.
- Drosdowski, Günter, Scholze-Stubenrecht, Werner und Wermke, Matthias (1997) (Hrsg.): Das Fremdwörterbuch, Band 5; Dudenverlag, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Ferchhoff, Wilfried (2007): Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile; VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Girtler, Roland (2006): Abenteuer Grenze: LIT Verlag, Wien.
- Kimminich, Eva (2003) (Hrsg.): Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen. Kulturelle Identität. Konstruktionen und Krisen, Band 3; Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Kimminich, Eva (2004) (Hrsg.): Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen Band 4; Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Krekow, Sebastian, Steiner, Jens und Taupitz, Mathias (2003): Das neue Hip-Hop Lexikon; Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, Berlin.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft; Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Schmidt, Siegfried J (2003): Über die Fabrikationen von Identität in: Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen. Kulturelle Identität. Konstruktionen und Krisen. (Hrsg.) von Kimminich, Eva, Band 3; Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Toop, David (1992): Rap Attack. African Jive bis Global HipHop; Hannibal Verlag, St. Andrä-Wördern Österreich.
- Uriona, Viviana und Hoffmann, Rasmus (2007): „Rette sich wer kann!“ Jugend in Argentinien und Deutschland: ein ständiges Déjà-vu, in: Globale Jugend und Jugendkultur. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung (Hrsg.) von Villányi, Dirk, Witte, Matthias D. und Sander, Uwe; Verlag JUVENTA, Weinheim und München.

Michael Rittberger

Das 5erHaus

Ein Gespräch mit Bernhard Damisch, dem Leiter des Jugendzentrums in Margareten

Zuvor

Margareten ist der am dichtesten besiedelte Bezirk Wiens, nur 5% der Fläche sind öffentliche Parks und Gärten. Es gibt zwei zentrale Plätze, den Margaretenplatz im östlichen Teil des Bezirks, der zunehmend „schick“ wird (Schlossquadrat, Naschmarktnähe, bekannte Alternativkinos...), und den Siebenbrunnenplatz im Westen, der in seiner Diversität praktisch nur von den Bewohnern des westlichen und ärmeren Teil des Bezirks benutzt wird.

Die Reinprechtsdorferstraße teilt den Bezirk in die oben skizzierten Hälften. Der westliche Teil des Bezirks ist eine reine Wohngegend, die an drei Seiten von Durchzugsstraßen (Gürtel und Wiental) und an der vierten von der Reinprechtsdorferstraße eingefasst ist.

Mehr als ein Viertel der Bewohner hat nicht die Österreichische Staatsbürgerschaft, Menschen aus allen Teilen Ost- und Südosteuropas inklusive der Türkei, aber auch aus Asien und Afrika haben in den vergangenen Jahrzehnten die hier wohnende traditionelle Arbeiterbevölkerung fast zur Hälfte ersetzt und ergänzt.

Entlang des Gürtels entstanden schon bald nach dem Ersten Weltkrieg die ersten in ihrer Art revolutionären Gemeindebauten. Bis Mitte der 50er Jahre wurden im südwestlichen Viertel des Bezirks zahlreiche Gemeindebauten gebaut, bekannt und weithin sichtbar auch eines der ersten Hochhäuser Wiens.

Da für Kinder und Jugendliche das Angebot an Freizeitmöglichkeiten immer schon extrem dürftig war, wurde 1964 im südwestlichen Teil zwischen die Gemeindebauten ein „Haus der Jugend“ errichtet, damals noch eher eine Einrichtung für die Kinder der Arbeiter_innen. Daraus entstand, bedingt durch die sich

verändernden Bevölkerungsstrukturen, ein offenes Jugendzentrum.

Das Gespräch

Das Haus

Das Haus ist ungefähr 66 Stunden in der Woche offen, jeder kann hereinkommen, wann immer es ihn oder sie freut. Es gibt jedoch Regeln, die sich im Allgemeinen auf die Menschenrechte beziehen. Rauchen, Drogen, Alkohol sind im Haus verboten, es gibt aber auch keinen Konsumzwang.

Neben dieser „Lokalqualität“, ein verlängertes Wohnzimmer zum Abhängen, gibt es aber auch zu bestimmten Zeiten Angebote, die räumlich, zeitlich und zum Teil auch geschlechtlich getrennt sind, die Menschen bis etwa 18 Jahren nutzen können.

Dabei ist es dem Team gelungen, den Mädchenanteil sehr groß zu halten, etwa die Hälfte aller Besucher_innen ist weiblich. Bei den Kindern sind es dabei etwas mehr Mädchen, bei den Junior_innen etwas mehr und bei den Jugendlichen deutlich mehr Burschen.

Es gibt einen freien Internetzugang, Tischfußball und viele andere Spiele und Sportmöglichkeiten, daneben einen Bandproberaum, ein DJ- Training, eine Disco und einen Medienraum mit Audiostudio.

Der Betrieb

Eine Woche im 5erHaus umfasst dreimal pro Woche ein Nachmittagsangebot für Volksschüler mit einer fremdfinanzierten Lernhilfe. Der Freitag ist für Mädchen reserviert.

Der Montagabend ist ein offener Bereich für Teenies und Jugendliche, also ab etwa 10 Jahren. Dabei ist gerade die untere Altersgrenze bei den JuniorInnen nicht genau festgelegt, manche fühlen sich auch erst mit 12 Jahren von dieser Gruppe angezogen, es gilt eigentlich das Entwicklungsalter!

Der Mittwochabend ist dann der Burschenabend, Dienstag ist der Abend für alle Jugendlichen und Donnerstag ist für alle Teenies und Jugendlichen geöffnet, da findet auch die Disco statt.

Am Samstag ist der Tag der Projektschiene: Da findet einer-

seits die Jugendredaktion des CU TV statt. Sie ist vereinsübergreifend und stellt Videos her, die einmal im Monat auf Okto TV gesendet werden.

Am Samstag gibt es auch immer wieder andere Projekte, je nach Interesse der Anwesenden.

Ein Bandproberaum, das Multimediastudio und andere Räume können nach Verfügbarkeit genutzt werden. Das Internet kann nahezu immer benutzt werden, daneben gibt es zweimal in der Woche offene betreute Lernräume. Breakdancetraining, individuelle Beratung und Berufsorientierung werden fast täglich angeboten.

2011 konfrontierte das Forschungsprojekt „Living rooms“ Jugendliche mit dem Thema Wohnzimmer. Es ging darum zu erforschen, was ein Wohnzimmer zum Wohnzimmer macht, ob es die Möbel, die Accessoires, die Geräusche oder doch die Menschen selbst sind und wodurch sich etwa ein Wohnzimmer eines jungen Pärchens von dem einer Zuwandererfamilie unterscheidet. Eine Gruppe von neun Jugendlichen gestaltete in diesem Rahmen ein „bewegtes Wohnzimmer“, wobei in einem leeren Raum im Reumannhof Bilder zum Thema Wohnzimmer an die Wand projiziert wurden.

Außerdem gab es unter anderem eine Mädchennacht, eine Jugendübernachtung mit Lan Party, Kochen am Montag, den Nachbarschaftstag, ein Projekt *Seitenwechsel*, in dem ein Team von gewählten Jugendlichen das Jugendzentrum übernahm, Stadteilbegehungen und vieles mehr.

Es gibt eine Kooperation mit der Zeitschrift „Augustin“, Filmprojekte und etliche Veranstaltungen, in dem das 5erHaus „verliehen“ wird.

Die Menschen

Diese Fülle von Angeboten ist nur durch ein geeignetes, gut ausgebildetes Personal möglich. So hat der Leiter der Jugendleiter-schule 20 Jahre lang verschiedenste Fortbildungsveranstaltungen besucht, es gibt eine diplomierte Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin, drei Lehrerinnen, einen Theater-, Film-, Medien- und Musikwissenschaftler, eine Psychologin und angehende Psychotherapeutin, eine Theater-, Film- und Medienwissenschaftlerin,

einen Pädagogen und Psychologen, eine Entwicklungspsychologin und Literaturwissenschaftlerin, einen Medienpädagogen mit einem Studium der Raumplanung und -ordnung und zwei Frauen, die für die nötige Sauberkeit sorgen. Es gibt somit also seitens der Betreuer_innen eine große Bandbreite an Fähigkeiten und Blickwinkeln.

Die meisten Kinder und Jugendlichen, etwa 60%, kommen aus der Umgebung und teilweise auch noch aus dem angrenzenden 10. oder 12. Bezirk. Es gibt aber auch einige, die mit der Schnellbahn kommen, meistens Jugendliche, die im Lauf der Zeit weggezogen sind, aber auch einige, weil es ihnen im 5erHaus gefällt.

Von der Jugendkultur her zählen die meisten Jugendlichen zur Hiphop-Szene mit Vorlieben wie Rap, Breakdance und Graffiti, vielen gefallen aber auch durchaus traditionelle Lieder.

Politik

Das Jugendzentrum veranstaltet Probewahlen, wenn Wahlen anstehen und zwar auch mit Jugendlichen, die eigentlich noch nicht wählen dürfen. Dabei soll vermittelt werden, worum es bei Wahlen geht. Dabei gibt es Diskussionen, wofür die einzelnen Parteien stehen. Immer wieder gibt es Jugendliche mit einem konservativen Weltbild, die starke Männerbilder bewundern, aber auf der anderen von den Slogans der Parteien, die ein solches anbieten, wiederum abgestoßen werden. Bei den Probewahlen gewinnen deshalb regelmäßig die SPÖ und die Grünen, einige wenige stimmen für die FPÖ, die ÖVP kommt praktisch gar nicht vor. Die Jugendlichen haben mehr Ahnung von Politik, als man ihnen zutraut.

Im Haus findet auch die Fragestunde des Bezirksvorstehers, des Jugendbeauftragten und seiner Vertreterin statt, bei der sehr direkte und kritische Fragen gestellt werden. Die allgemeine Meinung ist: „Politik geht mich was an.“ Die Jugendlichen verfolgen auch das Weltgeschehen, das ist auch immer wieder ein Gesprächsthema, das aber nicht konflikthaft, sondern pragmatisch ausgetragen wird. Auch der arabische Frühling war ein Thema, aber verbunden mit Ängsten um eigene Angehörige. Die Kinder politischer Flüchtlinge haben sehr unterschiedliche Zugänge zu den Nachrichten aus ihrem Heimatraum.

Das Milieu

Die Besucher_innen stammen nicht nur aus einem bildungsfernen Milieu, es kommen auch durchaus Kinder von Akademiker_innen, die aber, weil ihre Ausbildungen nicht anerkannt werden, auch in Armut leben! Wegen schlecht bezahlter Jobs, die die meisten Eltern anzunehmen gezwungen sind, kommen 80% aus armen Verhältnissen, leben in kleinen Wohnungen und stammen aus Mehrkindfamilien mit geringem Familieneinkommen. Das Team ist daher bestrebt, den Jugendlichen zu beruflichen Abschlüssen zu verhelfen und stellen Arbeitsplätze mit Computern zur Verfügung, wenn diese zuhause fehlen.

Beim Essenmachen merkt man dann: Auch Hunger ist ein Thema. Dies alles hat einen psychosozialen Einfluss, die Kinder sind oft alleine und müssen selbständig den Tag gestalten, weil zum Beispiel die Mutter zeitig in der Früh putzen gehen muss. Die Jugendlichen entgleiten daher früh den Müttern und haben zu wenig Begleitung durch ihre Eltern, weil diesen oft nicht mehr an Aufmerksamkeit möglich ist. Außerdem sind einige Eltern oft selbst durch mangelnde Deutschkenntnisse in der Kommunikation mit der Umgebung beschränkt.

Traumatisierungen tauchen immer wieder auf: Es gibt manche Jugendliche, die sehr zurückgezogen sind, und andere, die schnell aggressiv werden. Dabei kommt es auch bei Mädchen zu aggressiven Strategien, da gibt es keine geschlechtsspezifische Zuordnung.

Es gibt aber auch Kids, die überwiegend zurückgezogen sind, einen aggressiven Ausbruch haben, um sich dann wieder zurückzuziehen. Im Jugendzentrum geht es relativ friedlich zu, wenn man bedenkt, was die Besucher_innen schon erlebt haben. Eigentlich ist man überrascht, wie gut die Jugendlichen ihre Probleme bewältigen, wichtig wären aber dennoch mehr Betreuungsangebote. Wenn es aber notwendig ist, werden einzelne Besucher_innen weitervermittelt, oder es wird den Eltern Betreuung empfohlen. Es gibt dazu aber zu wenige Plätze, obwohl diese notwendig und kostengünstiger wären, als die psychosozialen Probleme eskalieren zu lassen.

Bezüglich der nationalen Zugehörigkeit gab es eine große Änderung. War diese früher wichtig, wird sie heute nicht mehr in

den Vordergrund gestellt. Wenn jemand neu hinzukommt, stehen heute Persönlichkeit, Interessen und Fähigkeiten im Vordergrund.

30 Sprachen werden hier auch aktiv durcheinander gesprochen. Es gibt Jugendliche, die bis zu 7 Sprachen beherrschen. Fast alle sprechen zwei Sprachen fließend. Die wenigen Einsprachigen sind die, die nur Deutsch sprechen. Die Mehrheit beherrscht drei Sprachen. Besonders die Romanes verständigen sich in vielen Sprachen und lernen neue sehr schnell. Deutsch können eigentlich alle, nicht unbedingt die Hochsprache, sondern ihre Jugendsprache mit eigenen Verkürzungen und einer eigenen Grammatik.

Früher war die erste Frage: „Woher kommst du?“ Heute ist dies nicht mehr wichtig und wird am ehesten mit: „Hier aus dem 5.“ beantwortet. Die Frage woher eine_r kommt, wird oft nicht einmal mehr verstanden.

Die Besucher_innen definieren sich heute über andere Dinge, über Breakdance etwa und Musik. Sie zeigen auch Lokalpatriotismus: Der Wohnort steht im Vordergrund.

Religion spielt eine geringere Rolle, eher nur in Diskussionen, wie zum Beispiel: Darf man aus der Religionsgemeinschaft austreten? oder Wie moralisch sind andere Religionen? Es gibt aber keine Konflikte. Teilweise bestimmen noch Eltern über das Verhältnis zur Religion, bei anderen ist die Familie sehr offen. Religion bleibt aber immer wieder ein Thema, es kommen auch Mädchen mit Kopftuch. Die Regel im Haus ist, Religion wird respektiert. Manche Burschen versuchen bei jüngeren Mädchen ihren auf Tradition fußenden Einfluss geltend zu machen, mit diesen werden Gespräche geführt. Basis sind die Menschenrechte, sie können in allen Religionen gelebt werden. Keine Religion schließt die Menschenrechte aus. Es ist hier normal, dass es unterschiedliche Religionen gibt und diese in unterschiedlichen Ausprägungen gelebt werden. Das funktioniert allgemein auch.

Religion spielt für die Jugendlichen zunehmend eine geringere Rolle und gehört eher zur traditionellen Alltagskultur. Manche gehen in eine Moschee und verhalten sich dort anders als im Jugendzentrum. Sie wollen keine Mischung und „kennen“ zum

Beispiel ihren Betreuer nicht, wenn der sich auch in der Moschee aufhält.

Die Umwelt

Mit Erwachsenen in der Umgebung besteht ein relativ gutes Verhältnis, es gibt heute nur wenige Beschwerden.

Als der Leiter allerdings vor einundzwanzig Jahren anfang, gab es massive Konflikte mit den Anrainern, die zum Teil sogar mit Stöcken auf die Kinder losgingen. Es kam zu wüsten Beschimpfungen. Der Grund war ein demografischer Wechsel, die Jungfamilien mit Kindern zogen weg, die Älteren blieben und wollten nur ihre Ruhe haben. Gleichzeitig wurden in den freigegebenen Wohnungen mehr und mehr Zuwandererfamilien in beengten Wohnverhältnissen untergebracht, weshalb die Jugendlichen ins Jugendzentrum auswichen. So kam es zu massiven Anrainerkonflikten und Unterschriftenlisten einschlägiger [fremdenfeindlicher, Red.] Parteien für die Abschaffung des Jugendzentrums.

Das Team reagierte mit Informationsveranstaltungen, es wurden Leute eingeladen und auch Einzelgespräche geführt. Mehrere Informationsveranstaltung über Fernwärme und den seit 1964 stattfindenden jährlichen Theateraufführungen der ABW – Arbeiterbühne Wien im Haus bewirkten dann auch eine Öffnung des Hauses für Anrainer, womit diese das Haus und die Betreuer kennenlernen konnten und etwaige Befürchtungen, im Haus würden Verbrecher ausgebildet, brüchig wurden. Die Anrainerproteste bestanden nämlich hauptsächlich in Projektionen und Zuschreibungen und viel Angst.

Wenn Jugendliche durch die Wohnanlage gingen, wurden sie häufig beschimpft („Schleichts eich es Ausländer“), wohingegen die Jugendlichen jugendadäquat reagierten und auch einmal etwas kaputtgehen konnte. Das führte zu einer Spirale nach oben, und es ging auch darum, daraus langsam herauszukommen. Das hat Jahre gedauert, jetzt kommen Nachbarn direkt zu Herrn Damisch, wenn es Probleme gibt. Dieser tut dann, was er kann. Auch die Jugendlichen müssen respektvoll mit allen umgehen, egal, wie alt das Gegenüber ist. Diese haben zum Beispiel durchaus ein Recht auf Nachtruhe.

Sobald die Anrainer freundlicher reagieren, reagieren auch die Jugendlichen normal, wenn geschimpft wird, wird zurückgeschimpft.

Viele ältere Menschen sind auch schon weggezogen, auch leben im Gemeindebau immer mehr Familien mit nichtdeutscher Muttersprache. Leider gibt es heute zugleich eine Konzentration sozialer Probleme im Gemeindebau. Dies führt dann zu einer Verstärkung von Problemen, wie man es bei Projekten im 5er-Haus sehen kann: Bei einer sozialen Mischung der Teilnehmer gibt es gute Ergebnisse und einen Profit für alle, wenn man aber eine Gruppe nach Defiziten zusammenstellt, kommt es zu einer Verstärkung der Defizite

Konflikte im Gemeindebau werden oft ethnisiert, ohne dass sie wirklich einen ethnischen Hintergrund haben. Es handelt sich vielmehr um überforderte Menschen, die wütend in ihrer Überforderung aufeinander zugehen, wodurch es zu einer eskalierenden Kommunikationsspirale kommt.

Im Jugendzentrum selbst besteht das Referenzsystem in den Menschenrechten. Es gibt einen Rahmen, was dort erlaubt ist, es sind ausgearbeitete Regeln, wie man würdevoll miteinander leben kann. Wichtig sind Respekt und die Akzeptanz des Anderen. Es gibt kein richtig oder falsch, weil es immer auf den Kontext ankommt: Ein Witz ist lustig, wenn er auch für den Betroffenen lustig ist. Ein Witz, der den anderen kränkt, ist eine Überschreitung. Darauf wird im Jugendzentrum geschaut und viel Energie investiert. Das funktioniert relativ lange recht gut, es muss immer einmal aufgefrischt werden, auch wenn eine neue Clique kommt. Dann muss man wieder auf den Rahmen schauen!

Die Ziele

Auf individueller Ebene soll Akzeptanz, Toleranz und Respekt unter unterschiedlichen Menschen (nach Herkunft, Religion, sozialer Status, Interessen) erreicht werden. Es soll zumindest ein friedliches Nebeneinander bestehen, es muss nicht unbedingt ein Miteinander sein. Gesellschaftlich soll durch dieses Modell bewiesen werden: Zusammenleben ist möglich, spannend und schön, da unterschiedlichste Angebote zu leben kennengelernt werden können. Das geht vom unterschiedlichsten Essen bis zu

unterschiedlichen Bekanntschaften. Das Riesenpotential, das die Jugendlichen haben und das wir auch notwendig am Arbeitsmarkt brauchen, soll entwickelt und sichtbar gemacht werden.

Sie sind bereit und wollen etwas tun. Es müssen aber Barrieren abgebaut und den Jugendlichen muss Platz gegeben werden, sich zu entwickeln.

Offenes Haus heißt auch, offen sein für alles, was von außen kommt, auch für Firmen, die dann oft helfen, weil sie an den Jugendlichen interessiert sind. Auch die Jugendlichen sind an Leuten mit anderen Lebenszusammenhängen interessiert. Das 5er-Haus soll ein Ort sein, in dem Begegnungen stattfinden können und positiv erlebt werden sollen.

Zusammenleben funktioniert hier nicht nur als Theorie, sondern auch als Alltag.

Das Gespräch mit dem Leiter des Jugendzentrums im 5. Bezirk, Bernhard Damisch, führte am 21. 6. 2012 Dr. Michael Rittberger, der die Darstellungen auch zusammenfasste.

„Bitch“ – Sexismus im Rap

Im Rahmen meiner Dissertation „Open the Door: Rap&Jugend in Bezug auf Jugendliche mit Migrationshintergrund in Wien“ (2010), zu der ich Interviews mit 30 männlichen und einer weiblichen Rapperin aus Wien durchgeführt habe, hat mich unter anderem auch interessiert, inwieweit eine mögliche sexistische Haltung in Verbindung mit der Verwendung des Wortes „Bitch“ im Rap besteht.

Die Auswertung ergab, dass die Mehrheit der befragten männlichen Künstler die Bezeichnung „Bitch“ generell für Frauen in ihren Texten verwendet. Jedoch gebrauchen die Befragten das Wort „Bitch“ unterschiedlich: Nämlich ganz gezielt, um Aggressionen abzubauen, oder sie setzen es unreflektiert als Stilmittel ein. Mehrheitlich weisen jene Befragten darauf hin, dass diese Titulierung auch von bekannten bzw. berühmten Rappern benützt wird. Im Rahmen der Analyse konnte der Eindruck gewonnen werden, dass dies als Rechtfertigung bzw. als Erklärung für die Verwendung dieses Wortes herangezogen wird. Dies kann auch aus der Tatsache resultieren, dass die Befragung von einer Frau durchgeführt wurde.

Das englische Wort „Bitch“ wird im Deutschen mit „Schlampe“, „Hure“, „Miststück“, „Nutte“ bzw. „Weibchen“ übersetzt. Im Kontext des Raps wird es zusätzlich nicht nur als abwertende Bezeichnung für Frauen verwendet, die für Ruhm oder Geld „alles“ machen würden, sondern es wird auch häufig für jene Menschen und Personen gebraucht, die ihre Ideale und sich selbst „verkaufen“, ebenso wie für jene, die jegliche Selbstachtung verlieren, nur um etwas in der Rapszene (aber auch Hip-Hop) zu erreichen. Die befragten jungen Männer betonen, dass sie das Wort „Bitch“ bzw. ähnliche Beschimpfungen sowohl für wie oben beschriebene Frauen als auch für Rapper, welche ohne „Prinzipien“ leben, verwenden. Diese verbalen Demütigungen sollen die „Gewissenlosen“ bestrafen und die Missachtung ihres Verhalten

zum Ausdruck bringen, was auch als Rechtfertigung für die Verwendung von „Bitch“ gewertet werden kann. In diesem Zusammenhang wird auch die moralisierende Verwendung des Raps offenbar. Es scheint einen klaren Verhaltens- und Ehrenkodex zu geben, welcher über die Musik legitimiert, sanktioniert und eingefordert wird. Damit wird die Konstruktion von Gangsta-Rap aufrechterhalten, bestätigt und nachgeahmt.

„Bitch“ ist ein Fachbegriff. Man kann Männer und Frauen damit meinen. Wenn man zu einem Mann „Bitch“ sagt, meint man ein Weichei, einen Hurensohn. Wenn man’s einer Frau sagt, dann ist sie eine Hure... Und nackte Frauen, also Hip-Hop hat viel mit Sex zu tun. Z.B. in jedem Video sind Frauen im Bikini... Warum sind alle im Bikini oder so? Dass... die Leute anschauen und sagen: ... Waaauuu, was für geile Weiber. Eigentlich sollte ein Künstler, damit er richtig berühmt wird, auch singen und tanzen können. Aber Rapper machen’s gescheit, Rapper lassen einen anderen für sich tanzen. (D. 14 J., männlich)

Auch die einzige weibliche Rapperin ordnet einigen Raptexen eine sexistische, Frauen verachtende Botschaft zu. Bemerkenswert ist hier, dass sie im Zusammenhang mit Sexismus das übersteigerte männliche Auftreten ihrer jugendlichen Rapkollegen als Inszenierung und peinliche Nachahmung männlicher Rapgrößen betrachtet. Dies empfindet sie lächerlich bzw. ist amüsiert über das übertriebene Männlichkeitsverhalten „kleiner“ Buben.

Weißt du, ich denke die Jungs wollen sich als starke und erwachsene Männer präsentieren. Irgendwie ist das lustig und komisch. Aber es ist nicht mehr als „heiße Luft“. Die wollen so wie ein Bushido oder irgendein anderer Rapper zu sein, der „cool“ ist. (lacht) Ja! Raptexte sind oft sexistisch, aber nicht jeder und nicht alle tun das. (Di. 18 J., weiblich)

Die Ergebnisse zeigen ferner, dass es auf diese befragten jungen Männer irritierend wirkt, wenn Frauen Wörter wie „Bitch“ in den Mund nehmen und sich dementsprechend in der Öffentlichkeit präsentieren. Hier zeigt sich die Diskrepanz zwischen männlichen Zuschreibungen gegenüber Frauen und den tatsächlichen Erwartungen, die Männer an das Verhalten von Frauen haben.

Abschließend kann man feststellen, dass der Rap für 30 befragte männliche Jugendliche dazu dient, sich im Kontext ihrer

eigenen Sexualität, Virilität und Streben nach Erfolg in der Gesellschaft als Mann zu beweisen. Diese Tendenzen sind zum großen Teil auch darauf zurückzuführen, dass sich die befragten Rapper im Alter zwischen 14 und 20 Jahren befinden, jener Altersspanne, in der die geschlechtspezifische Orientierung präsent ist und aktiv konstruiert wird. Ebenso können sie als Manifestierung gesellschaftlicher patriarchaler Systeme gesehen werden, in denen die hierarchischen Strukturen noch immer latent bestimmt werden: Die Frau wurde/ist dem Mann untergeordnet, was insbesondere im Gangsta-Rap aufgenommen und widergespiegelt wird.

Thomas Northoff

Textuelle Graffiti – Inschriftliches von Jugendlichen in den Krisenjahren ab 2008

Die voranzustellende Frage, ob verbale Graffiti überhaupt inhaltliche Vermittlung leisten und somit eine Funktion als Sprache Jugendlicher haben können, ist allein mit dem Hinweis auf die Reaktionen beantwortet, die Textgraffiti seitens unterschiedlichster sozialer Gruppen aus der Bevölkerung evozieren. Eine Wirkmächtigkeit der inoffiziellen Sprache an den Wänden über den stets argumentierten Vandalismus- und sogenannten Schmierereffekt hinaus ist offensichtlich. Textgraffiti dienen seit Verbreitung der Schreib- und Lesetechniken in so gut wie allen Kulturen als Kommunikationsform. Die Mehrheit dieser inschriftlichen Botschaften entstammt heute den Händen Jugendlicher und junger Erwachsener.

Lange vor Einführung der Neuen Kommunikationsmedien wurden vor allem szenespezifische sprachliche Muster und Neologismen in Form der Graffiti am frühesten vor einer breiteren Öffentlichkeit „hörbar“. Als sprachlich unzensurierte Botschaften geben Textgraffiti ungeschminkt Einblicke in Sprachgebrauch, Anschauungen, Befindlichkeiten und Gedanken ihrer UrheberInnen und ganzer sozialer Gruppen. Einblicke in Werturteile und Haltungen sind gegeben. Einen Gutteil der Ausdrucksweise würde man nach gesellschaftlichem Konsens von Angesicht zu Angesicht nicht üben. An sprachlichen Tabu-Verletzungen lassen sich u.a. die sich ändernden Verortungen des sogenannten Anstößigen verfolgen.

Im Hauptsegment der Alltags-Graffiti ist die Sprache einfach bis schlicht, vielfach formelhaft repetitiv. Da die Graffiti-SchreiberInnen aber keine homogene Gruppierung bilden, ist die Sprache an den Wänden insgesamt keine einförmige. Auch korrelieren Schriftstruktur, Inhalte, sprachliche Gestaltung und emotionale Aufladung der inoffiziellen Botschaften mit den Entwicklungsstufen der Adoleszenz der über Graffiti Sprechenden. Der

Sprachstil in Liebes-, Sex-, Pop- und Fußballfan-Graffiti des frühen Jugendalters unterscheidet sich deutlich von jenem in Botschaften älterer Jugendlicher und junger Erwachsener, wenn diese beispielsweise Herrschaftsfreiheit, Demokratie, Kapitalismus oder Religiöses thematisieren. Die bereits im alten Pompeji mit jeder jungen Generation erneut auflebenden romantischen Gefühle generieren massenhaft zeitlose, in der Regel von Jugendlichen an Jugendliche gerichtete inschriftliche Botschaften. Politisch und sozial bewegte Personen jedoch fokussieren den jeweils aktuellen politisch-gesellschaftlichen Zeithintergrund. Ihre Botschaften sind in der Regel an alle Altersgruppen gerichtet. Die SchreiberInnen proklamieren oder verstärken explizit oder implizit Werte mit dem Ziel der Meinungsbildung. Vor allem in rassistischen und nationalistischen Graffiti werden Feindbilder sichtbar, welche zugleich Eigeneinordnungen der Schreibenden zeichnen. Prallen in der Folge unterschiedlichste Gesichtspunkte auf das Auslöser-Graffito, entstehen Ketten-Graffiti. Berücksichtigt man die Platzierung und Positionierung der Graffiti und ihrer Inhalte zu- und gegeneinander, liest sich eine Textur des großflächigen Polylogs einer offensichtlich beachtlichen Zahl Jugendlicher.

Sprachfärbungen durch Ausdrucksweise oder Dialekt kommunizieren den RezipientInnen oft Gefühlslagen der EmittentInnen, vorausgesetzt die Zeichen und Begriffe werden richtig decodiert. Nicht jede Übermittlung kommt an. Vor Kurzem identifizierten etwa 14-jährige Kids das Graffito *Liebesvirus* als „etwas im Computer“, obwohl aus dem Graffiti-Umfeld, das sie auch wahrgenommen hatten, der Bezug zur Liebe hervorging. Sozial oder politisch engagierte Jugendliche aus späteren Alterssegmenten codieren und decodieren geübt und gebrauchen die Sprache gerne als Abgrenzungsinstrument.

Dabei durchsetzen insbesondere Punks und die Hausbesetzerzene ihre Botschaften gerne und am vielfältigsten mit Elementen anarchischer Komik. Ein an das Tor zu einem derzeit besetzten Haus in Potsdam genageltes Pappschild wendet folgenden handgeschriebenen Text in den Öffentlichen Raum: *An die Polizei!/Wir haben eine Klingel !/[Kreidepfeil zur Klingel weisend]/Tor eintreten NICHT notwendig !/Eventuell benötigen wir 1 – 11/2/Minu-*

ten ab Ertönen des/Klingelsignals bis zum/Betätigen der Türklinke/Bitte mit der Zerstörung des/Tors solange warten!

Jugendliche aus diesen Szenen wenden sich allgemein gegen die Gentrifizierung einzelner Viertel, wie sie beispielsweise hinter dem Wiener Westbahnhof vonstatten geht. Dort steht auf neuen Hausflächen neben anderen die gesprühte Parole *Saubere Wände Teure Mieten* zu lesen. Oft ist in solchen Graffiti von „Spekulation“ die Rede. Wohnungsnot, Neoliberalismus, Bankenkrise, Krise des Kapitalismus, etc. werden in Verbindung gestellt. Die Kurzform als Typicum der Graffiti verhindert allerdings umfanglichere Argumentation. Doch finden sich in dieser Graffiti-kategorie überdurchschnittlich lange Botschaften, nicht selten Zitate aus der Hochliteratur.

Der Text eines aus der Anarcho-Szene stammenden, gut drei Meter langen Sprühgraffitos in Wien lautet: *Ausser Kontrolle sind des Königs Banditen/Doch ausser Kontrolle haben sie nichts zu bieten.* Graffiti wie dieses waren immer schon Begleiter krisenhaften Geschehens. Meist sind sie aber an konkreten Vorfällen oder Umständen festgemacht. Schon im Dezember 2008 prangerten Wandbotschaften aus der Krise rührende Konflikte an: *Police killed A. Grigoropoulos. ACAB. Fight the System.* Oder, kurze Zeit später: *15jähriger ermordet vom griechischen Staat.* Bald tauchte im Stadtbild auch der Wunsch *Merry Crisis* auf sowie, erneut Griechenland betreffend, die Forderung: *Freiheit für die gefangenen Revolutionäre in Griechenland.* Eher singulär waren Botschaften wie *Egypt Is free* in den ersten Monaten von 2011.

Graffiti, in denen der Begriff „Krise“ aufscheint, sind in der Minderzahl. In Form der „mobilen Graffiti“ an Transparenten und Tafeln bei Demonstrationen sind sie jedoch geballt zu entdecken. Aufrufe wie *Empört Euch!*, Ausrufe wie *Eure Krise Unsere Wut* findet man öfter an den Wänden. Es gibt ungewöhnlich wenige Gegenstellungen dazu. Ein inschriftlicher Kommentar zur Parole *Eure Krise bezahlen wir nicht* lautete: *Linker Scheisshaufen.* Meistens aber kommt „die Krise“ implizit daher, wenn zum Beispiel auf einer Parkbank *Easy Bank* steht und mit dem Graffito *Bad Bank* auf der nächsten Sitzbank ein Assoziationspiel generiert. Oder, wie in diesem aus einem Frauenklo in einem Lokal stammenden Graffito: *Dont Panic/It's just capitalistic Titanic!*

Manche Jugendliche schaffen sogar im Bereich der Ein-Wort-Graffiti komplexe Aussagengebilde. Stellvertretend für viele bezeugt das mehrere Meter lange und etwa zwei Meter hohe Wort *HOCKNSTAAT*, wie durch sprachliche Kreativität sich die Expressivität der Botschaft steigert und andere begriffliche Assoziationsebenen eingeführt werden.

Je komplexer im Sprachlichen desto seltener sind solche Graffiti gesät. In den Alltagsgraffiti breiten sich periodisch Modewörter aus, wie zuletzt *fett* als besonders gut, urgeil oder witzig, *krank* als supertoll und *chillen* als Entspannung. Vor allem der Gebrauch von *chillen* nistete sich in Freundschafts-Graffiti sowie in den Botschaften der Skater ein.

Durch dialektale Prägung silhouettierte Graffiti gewinnen auf den ersten Blick an Volkstümlichkeit und Volksnähe. Obzwar die Orthographie allgemein keine gute ist, entstehen manche Fehler aus bewusstem Einsatz als Element der Lebendigkeit des Graffitos. Ein anderes Element in dieser Richtung stellen Slangfloskeln dar. Obwohl eine eher lokale Gruppierung Jugendlicher aus Wien, die Krocha-Bewegung, ihren Zenit um 2010 überschritt, ist nun deren Parole *Bamm Oida!* ein unter Jugendlichen ganz Österreichs beliebter inschriftlicher Ausruf. Selbst im traditionellen Bereich der Maisteige findet die Parole kreative Anwendung, wie im Weinviertler Retz, wo an einem Platz 2011 kein Maibaum stand, was die Dorfjugend mit *Aa Maibam Oida* quittierte.

Beschimpfungen und sogenannte vulgäre Ausdrücke sind immerwährender Standard in Textgraffiti. Anwürfe wie *Du Arsch* oder *Du Sau* entspringen gewöhnlich alltäglichen persönlichen Reibereien im Park, in der Schule, auf der Straße. Werden jedoch ganze Bevölkerungsgruppen auf diese Weise angesprochen, wie es in den Graffiti *Saujuden* oder *Moslemschweine* der Fall ist, kippt die Beleidigung aus dem ansonsten rasch auflösbaren Gefüge persönlicher Beschimpfungen in ein weit komplizierteres Verachtungsgefüge über.

Botschaften burschenschaftlich-studentischer Provenienz schleudern mitunter unkorrekte Phantasien und Wünsche gegen ihre EmpfängerInnen, ohne ein sogenanntes Vulgärwort zu gebrauchen. Zwei Exempel aus dieser Ecke: *A Metzga is mei*

Voda/a Metzga bin i/mei Voda sticht Facki/und d'Weiba/stich i, und der „Scherz“ Lenor = Leib-eigener-Neger-ohne-Rechte.

Bei rechten und rechtsextremen, wie allgemein auch bei nationalistischen oder ethnisch motivierten Graffiti fällt auf, dass Menschen aus den sogenannten bildungsfernen Schichten am öftesten von Schimpfwörtern Gebrauch machen. Neu ist, dass nun auch in Nazi-Graffiti angloamerikanische Wörter auftauchen. In fast allen Fällen rechtsgerichteter Graffiti sind Männer die Produzenten.

Die Einbettung rassistischer und sonstig rechtsextremer Graffiti in die Gesamttextur zeigt jedoch, dass vornehmlich in Städten der Großteil solcher Graffiti durch entsprechende Platzierung antirassistischer und antirechter Botschaften neutralisiert wird. Wo viele Jugendliche verkehren oder länger verweilen, findet man oft Hakenkreuze einzig zu dem Zweck gezeichnet, um sie demonstrativ durchzustreichen und mit antinazistischen Botschaften zu versehen.

Mit politisch korrekten Feinheiten warten auch die Graffiti nach dem Vorbild der West Coast Rapper nicht auf. Das *Mutterficken* und das Bild der Frauen als *bitch*, *Fotze* und *Hurren* [sic!] sind Standards in dieser Sprachsektion der Graffiti. Zentrale Punkte ihrer Anbringung stellen Parks dar. Die sozialen Bezüge dieses Stils zu einer großen Zahl der MigrantInnen-Jugendlichen sind nicht zu übersehen.

Der Einfluss dieser populären Kultur auf die Lebenspraxis eines Teils der Jugend ist nach wie vor enorm. Die wichtigsten Codes und Schlüsselwörter der HipHop-Sprache wurden von Jugendlichen aller Länder übernommen und in deren eigene Raps eingebaut. In Graffiti liegen sie vor.

Eine Novität in der Fan-Graffiti-Geschichte schaffte bis etwa 2010 der Name des inzwischen verkauften Gangsta Rapper-Labels *Aggro Berlin*. Erstmals in der Sprache an den Wänden rief ein Labelname bei den Schreibenden Identitätsgefühle als weit verbreitetes Graffito hervor. *Aggro* stellt eine modisch gewordene Kurzform für „aggressive“. Der Chef von Aggro Berlin behauptete, der unter dem Label veröffentlichte HipHop reflektiere alle für die Jugendlichen mit migrantischem Hintergrund relevanten Probleme der Straße: Drogen, Gewalt, Ärger mit Frauen oder

Sehnsucht nach Anerkennung. Er sei das einzige Sprachrohr einer sozialen Realität, die große Teile der Gesellschaft nicht wahrhaben wollen.

Erwiesenermaßen war an der Street Credibility der Aggro-Gangstas vieles nur Fake. In den Graffiti, die der Kategorie Hip-Hop zugeteilt werden können, spiegeln sich die Poseure jedoch als Helden. Über den HipHop erreichten auch als Gruß verwendete Formeln wie *What's Up* oder der Begriff *Nigger* in der Bedeutung von Bruder vielfach praktizierte Graffiti-Tauglichkeit, so dass man zum Beispiel in Wien auf Graffiti wie *Whaz Up Niggaz?/Kroaten* stoßen kann.

Im zahlenmäßigen Aufkommen ist das Siegerwort in Graffiti der Jugendlichen: *fuck*. In Interviews und persönlichen Gesprächen betonen Jugendliche zwischen 15 und 19 Jahren, die von ihnen erfundenen oder übernommenen Wörter sollen von den Erwachsenen nicht verstanden und von den Eltern nicht gebraucht werden. Und: Ohne Schimpfwörter – das „geht nicht“. Sie werden oft aus englischen oder deutschen Raps übernommen. Mädchen wie Burschen nennen *Motherfucker*, *Losers*, *Bitch*, *Hure* oder *Schlampe*. Sie sagten, die anderen Jugendlichen würden verstehen, dass das ein Spaß sei. Als nahezu immanente Bestandteile von Graffiti sind Schimpfwörter jedoch auch das gebräuchlichste Mittel, Minderheiten zu beleidigen.

Freiwillig sprachgestalterische Kreativität, wie Wortverkürzungen, Silbenverdrehungen, Neologismen zu gestalten und damit zu kommunizieren, ist jugendlich-kreatives Verhalten. Das in Textgraffiti vielfach verwendete Verb *dissen* meint im HipHop so viel wie „heruntermachen“. Vorwiegend männliche Jugendliche machen sich in dieser Kultur, statt zu raufen, über Sprechgesangstexte aus, wer der Bessere ist. Ein Beispiel eines Ketten-Graffitos aus diesem Genre sei angeführt. Es führt die typisch schlichte wie kreative Sprache der zwei Schreibenden Rapper vor Augen:

- *Mc Vlade Ich hab gehört du/traust dich nicht Mal ohne/Bodyguard auf die Strasse und/hab dein Album gehört und wollt di/einfach sagen wie Arm ichs find/von Mc Hamza*
- *Cömert ich/werd dich Dissen/cömert the Bitch/von Mc Hamza*
- *Hey Hamza I see the Bitch in you/Ich werd dich dissen, du wirst dich verpissen aber dennoch wirst du mich vermissen/Von Mc Vlade*

Kein Einzelthema seit 2008 stachelte Jugendliche und junge Erwachsenen aller Milieus so auf, wie die ACTA-Problematik. Hier begegnet man einer anderen Ebene sprachlich-kreativen Umgangs. Es geht um Verbreitung freier Kultur und um freien Zugang zu Wissen. Wiederum überschneiden sich die mobilen Graffiti teilweise mit den fixen an den Wänden. Beispielsweise ist zu lesen: *Save Acta/to/Fuck/the World*. Durch demonstratives Überschreiben der beiden Zeitwörter in roter Farbe, steht nun der Spruch *Fuck Acta/to/Save/the World* im Vordergrund. Auch *Stay out of my Internet* bildet in Jahren, in denen im Großteil Europas der Internetanschluss zum Allgemeingut geworden ist, nur eine Erweiterung der alten Forderungen nach Sicherheit vor staatlichen Zugriffen. Das Graffito steht so gesehen in einer Tradition. Die Jugendlichen, fast alle bereits digital natives, sehen freien Zugang im Internet bereits als Grundrecht an. Der Aktionsradius für jene aber, die sich über Textgraffiti äußern, wird durch die Kameraüberwachungen im Öffentlichen Raum schon länger immer mehr eingeschränkt. Auch hier werden in Graffiti und Sticker Zusammenhänge zwischen Krise, Überwachung und Datenspeicherung impliziert. Vor öffentlichen Telefonzellen wurde 2011 in der Technik des Schablonen-Graffitos die Forderung *Stoppt/Vorrats-/Daten-/Speicherung* auf den Boden geschrieben.

Politische oder ideologische Zeichen und Akronyme hingegen stellen die Botschaften der Schreibenden auf der Deutungsebene in ein bestimmtes Gesinnungsfeld, aus dem kommend sie nur mit bestimmter Bedeutungsaufladung aufgefasst werden können. Es sind nicht wenige unversöhnlich verfeindete Gesinnungsfelder: Einzelne Fan-Gruppen von Fußball-Vereinen, die autochthonen Nazis und Deutschtümler sowie unterschiedliche, sich in ihren Graffiti betont als ethnische Ausweisende migrantischen Hintergrunds. Die starke Expressivität der verbalen Graffiti bewegt insbesondere in angespannter Situation miteinander lebende Volksgruppen dazu, einander über die Sprache an den Wänden Abwehr oder Hass zuzurufen. In manchen Parks lesen sich die Graffiti wie eine Topographie gegenerischer kultureller und religiöser Gruppierungen. Gemeinsam mit den oft als Drohzeichen angewandten nationa-

len und ethnischen Symbolen ergibt dieser Teil der Wort-Graffiti eine Textur, die man stellenweise als Krieg an den Wänden bezeichnen kann.

Festzustellen ist, dass in den von MigrantInnen stammenden deutschsprachigen Texten der im Mündlichen öfter zu vernehmende Infinitiv kaum vorkommt. Einfluss nimmt auch die andere Struktur der Herkunftssprachen. Im Gegensatz zu den muttersprachlich deutschen Graffiti werden beispielsweise gerne die Artikel ausgelassen und es gibt Rechtschreibfehler, die sich bei bestimmten Sprachen häufen.

Markanteste Neuerung in der Sprache der Graffiti seit 2008 ist ein zahlenmäßiges Gleichziehen der verbalen Graffiti von AutorInnen mit migrantischem Hintergrund mit jenen der sogenannten Autochthonen. Beim Großteil dieser Graffiti kann man von einem Dialog der Kulturen sprechen, wenngleich dieser überwiegend kein konstruktiver ist. Anfeindungen, Verächtlichmachung, Drohungen sind eher Regel als Ausnahmen. An ihrer Emission beteiligen sich fast alle ethnischen und mehrere politische Gruppen. Martialische Posen, Reizwörter und Zeichen der gewaltsamer Kampfbereitschaft sind allgegenwärtig.

Wiederholt erfuhr ich in Gesprächen während der Feldforschungen von der Ernsthaftigkeit dieser Zeichen und Texte für die UrheberInnen und RezipientInnen. Markant oft handelt es sich um nationalistische und faschistoide Zeichen. Das als kroatisches Hakenkreuz zu lesende Ustascha-Zeichen, dessen Verwendung in Kroatien, nicht aber in Österreich verboten ist, kennen nur wenige ÖsterreicherInnen. Tatsächlich liegt seine auch mit Texten begleitete Präsenz im Öffentlichen Raum etwa gleichauf mit der der nazistischen Hakenkreuze. Das seit Jahren omnipräsenteste Zeichen unter den nationalistischen ist das Serben- bzw. Cetnikzeichen, für die einen jenes Zeichen, unter welchem „mein Volk“ aus der „Heimat“ vertrieben wurde. Für andere ist es „heilig“, und schon 14-Jährige bezeichnen die Zeichen der anderen, wenn ich diese fotografiere, als „böse“ und „Dreck“. In ihrer sprachlichen Rigidität und Feindseligkeit sind ethnische Hassgraffiti den rechtsextremen Graffiti aus der Mehrheitsgesellschaft anverwandt. Ein Unterschied besteht in der stärkeren Konnotation von Gewalt und Sexualität. Extrem zahlreich auf

diesem Feld der Textgraffiti sind gegen die Mütter der „anderen“ gerichtete Vergewaltigungsdrohungen.

In den Graffiti spiegeln sich Einwanderungs-Wellen und erinnern an Krisengebiete. So zeigten während der letzten Jahre über ihre Graffiti jugendliche Chechenen steigende Präsenz. Die Inhalte sind nicht selten promoslemisch und gegen Christen gerichtet, vereinzelt gegen Putin. In ihrer Gesamtheit überwiegen jedoch die Landesnennungen, oft mit beigefügtem Namen.

Deutlich an Zahl zugenommen haben in Begleitung der Krisenjahre Graffiti, die mit Religion oder Glauben zu tun haben. Die Zahl antiklerikaler Aussagen und Sprüche in Graffiti stieg österreichweit insbesondere im Zuge der Kirchenkrise nach den Missbrauchsaufdeckungen erheblich an. Nicht selten bedient man sich hier des Reimens. Der Ausdruck *Kinderficker* war vor den Aufdeckungen so gut wie nicht in Graffiti vorhanden. Er taucht seit etwa drei Jahren zunehmend im obgenannten Kontext auf, beispielsweise auf einem Schild der Erzdiözese Wien. Ein anderer Teil religionsbezogener Botschaften wird vice versa von Moslems und (vermutlich kulturellen) Christen gegeneinander ausgesendet. Hier nun bezichtigen einander Mitglieder beider Religionen *Kinderficker* zu sein. Parolen wie *Islam best* oder *Islam ist Frieden* sind verbreitet zu lesen. Manchmal findet sich die Position: *Lieber Minarette als Straches Marionette*.

Elaboriertere religionsrelevante Graffiti übermitteln Aussagen in beträchtlicher Größe, wie zum Beispiel *Scheiss Christen vernichten die Erde*. Durch die Technik der Löschung von Buchstaben wurde die Botschaft in *Risen erichten die Erde* umbedeutet.

Die Girl-Bands der 90er Jahre knackten erstmals das Privileg der Männer, „ordinär“ zu sprechen, mit gewisser Breitenwirkung. In der Sprache an den Wänden erfreuen sich, trotz aller Schnelllebigkeit solcher Pop-Gruppen, deren frühe Sprüche nach wie vor heftiger Popularität: *Ich find dich scheiße*. Auch der Vers *Verpiss dich, keiner vermisst dich* steht vor allem bei jüngeren Mädchen ungebrochen im Schwange. *Männer sind Schweine*, aus einem Lied der Männergruppe *Ärzte*, ist stets von Mädchenhand geschrieben und gewissermaßen Graffiti-Klassiker.

Seit etwa 2009 machen „vulgäre“ Graffiti von Mädchen immer noch einen Bruchteil der Gesamtheit aus. Sie stellen jedoch

im Vergleich zu den Vorjahren keine Besonderheit mehr dar. Die Annäherung im Sprach- und Spruchgebrauch betreffs Sexualität symbolisiert ein „Ratgeber-Sprüchlein“, das in Graffiti bislang ausschließlich den Burschen in der ihnen entsprechenden Fassung vorbehalten war. Es stand auf einer Toilettenwand als im Grunde emanzipativer Gestus: *Nach dem Essen sollst du rauchen,/ oder einen Mann missbrauchen./Kannst du beides nicht ergattern,/ nimm den Finger, lass es rattern!*

Auch Botschaften, wie die Folgende auf einem Parktisch, waren, das frühe Alterssegment der weiblichen Jugendlichen berücksichtigend, vor wenigen Jahren kaum präsent: *Din pass auf was du zu Mädchen sagst egal welche sonst kriegst du watschen von der gesamten 3.b!*

Nach zwei Dekaden sehr langsamer Annäherung in der inoffiziellen Sprache männlicher und weiblicher jugendlicher ParkbenützerInnen fand in den letzten Jahren eine merkliche Beschleunigung statt. Den Reaktions-Graffiti nach, führt dies manchen Burschen in eine Krise.

Es repräsentiert also das Sprachmaterial der Textgraffiti nicht nur Versatzteile von Jugendsprachen. Mit ihnen und durch sie offenbaren sich Realitätsbilder aus dem Leben der Jugendlichen. Speziell in ihren sozialen und politischen Ausformungen sind diese Bilder und ihre sprachliche Ausdrücklichkeit vom Hintergrund der Krisenjahre nicht unbeeinflusst geblieben.

Michael Rittberger

Kultur?

(Ein Abschluss)

Die Kultur einer Gruppe von Menschen, eines Lebensraumes oder einer Nation wird heute immer wieder als die größte Differenz zwischen Bevölkerungsgruppen in einer Zuwanderergesellschaft wie der unseren angesehen, die angeblich, wie wenn sie ein für allemal ererbt werde, die Art zu denken und zu leben bestimmt, ein Zusammengehörigkeitsgefühl vermittelt und die erkennen lässt, wer wo „dazugehört“. (Erinnern wir uns zum Beispiel an die Debatte um eine Leitkultur, an die immer wiederkehrende Klage über ein mangelndes Anpassungsvermögen Fremder an „unsere“ Kultur oder an Zuschreibungen wie z.B. größere Aggressivität schwarzer Menschen). Es waren am Anfang der 70er Jahre engagierte junge Bildungsbürger_innen, die in Anlehnung an die Differenzphilosophie Derridas auf kulturelle Differenzen stießen und diese feierten – die Erfinder_innen des Multikulturalismus. Später sickerte der Kulturbegriff auch nach und nach in darunterliegende Milieus.

„Waren es in den sechziger und Anfang der siebziger Jahre vor allem noch ökonomische Gesichtspunkte, unter denen Gastarbeiter in den öffentlichen Medien wie auch als vorübergehendes Phänomen [...] wahrgenommen [wurden], so wechselte dies ab Mitte der siebziger Jahre zum Bild vom ethnisch Fremden, dem erhebliche und meist unüberwindbare kulturbedingte Anpassungsschwierigkeiten zugeschrieben wurden.“¹ Ab diesem Zeitpunkt ging es in den Medien „um die Darstellung der anderen Kultur und der sich daraus ergebenden Probleme.“² Im öffentlichen Diskurs verschob sich die Problematik von der sozio-ökonomischen Situation einer Integration hin zu einer kulturellen Differenz. Die verschiedenen Kulturen seien national konno-

1 Höhne, Thomas/Kunz, Thomas: Kulturalismus als Diskursstrategie, nach: www.forum-kritischepädagogik.de S. 8 ff.

2 ebd.

tiert und gehen historisch auf das nationalstaatliche Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts in Europa zurück. „Auf allen denkbaren Ebenen (Religion, Alltagspraktiken, Sprache, Aussehen, Wohnverhältnisse usw.) werden Differenzen beobachtet und beschrieben.“ Es wird somit die These „einer kulturellen Basispersönlichkeit“ vertreten, „bei der die national-kulturellen Prägungen eines Individuums unveränderbar, diesem gleichsam als (inneres und äußeres) Brandzeichen aufgedrückt sind, die in scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten führen.“ Das habe zur Folge, dass unter Umständen in jeder Körperhaltung, Gestik, Mimik, Bewegung usw. das grundlegend Fremde erblickt werden kann³.

„Eine solche Einschätzung der kulturellen Existenz des einzelnen unterscheidet sich funktional nicht wesentlich von einem rigiden Determinismus rassistisch-genetischer Festlegung, wonach aufgrund der Gene, wie nun der Kultur nach einer zweiten sozialen Geburt, die nationale Volkszugehörigkeit als natur- und schicksalhaft in den historisch-sozialen Erfahrungshorizont eines Kollektiv-Konstrukts (Nation, Region, Heimat, Volk) diskursiv eingebaut, ja zu dessen Voraussetzung wird.“⁴ Höhne und Kunz meinen damit, dass sich ein wie oben beschriebener Kulturbegriff in den Medien, im Alltag und in der Behandlung von Menschen, die aus mehr oder weniger weit entfernten Gegenden zu uns kommen, von dem früheren, heute nicht mehr haltbaren, genetischen Rassismus in seiner Funktion, in seinen praktischen Auswirkungen für die Betroffenen nicht unterscheidet. Die Annahme einer einmal erworbenen und nur mehr kaum ablegbaren Kultur entpuppt sich so als ein anderer Rassismus, der die quasi „Erblichkeit“ der Differenzen mit einer vielfach abwertenden Bewertung in den Mittelpunkt stellt. Dieser Rassismus findet sich eher in nicht allzu gebildeten Milieus.

Obwohl die liberalen, ökonomisch abgesicherten (Bildungs) Bürger nicht so denken, sind auch sie nach Slavoj Žižek, einem bekannten und bisweilen provokanten slowenischen Philosophen, von Rassismus nicht gefeit. Sie glauben, mit ihrem Multi-

3 a. a. O. S. 10.

4 ebd.

kulturalismus über allen Kulturen zu stehen, weil sie sich allen Kulturen gegenüber „dekonstruktiv“ verhalten und aus dieser (Meta-) Sichtweise Distinktionsgewinn beziehen. Sie sehen sich selbst als über allen Kulturen stehend und nehmen diese als gleichwertig nebeneinander bestehend wahr. Der postmodernen Philosophie entsprechend verzichten sie auf historische und ökonomische Analysen der Kulturen und nehmen sie, ebenfalls postmodern, nur ästhetisch wahr und zwar „ironisch“, das heißt distanziert, abgeklärt. Zizek schreibt: „Multikulturalismus ist ein Rassismus, der seine eigene Position von jeglichem positiven Inhalt freigemacht hat [...], trotzdem bleibt aber diese Position die eines privilegierten leeren Platzes der Universalität, von dem aus man in der Lage ist, die anderen partikularen Kulturen zu bewerten (oder zu entwerten) – der multikulturalistische Respekt vor der Besonderheit des anderen ist eigentlich die Behauptung der eigenen Überlegenheit.“⁵ Gerade weil man z.B. die „Ursprünglichkeit“ mancher indigener Völker schätzt, diese Menschen bei ihren Bräuchen (Tänzen, Musik...) beobachtet und diese Bräuche auf Festen konsumiert, gerät man leicht in eine Rassismusfalle, wenn man sich selbst frei von überkommenen Traditionen und über den Kulturen stehend betrachtet. Diese sich als multikulturell sehenden Menschen nehmen vielleicht durchaus in viele Fällen für indigene Völker Partei, weil sie ja die Kulturen, im Sinne der Differenzen zwischen Menschen, erhalten wollen. Dies geschieht aber dann unter den der Postmoderne eigenen ästhetischen, oberflächlichen Betrachtungsweise. (Für diese Philosophie ist das Innere unerforschlich, veranschaulicht durch ein Beispiel: Wenn man etwa einen Apfel durchschneide, sehe man wieder nur die Oberflächen der Teile.) Ökonomische Verhältnisse etwa, die Menschen unterschiedlichster Kulturen gemeinsam haben, zum Beispiel die der Produktionsverhältnissen werden nicht beachtet, womit sowohl tiefgehende Analysen als auch grundsätzliche Parteinahmen abgelehnt werden.

Wenn wir aber das Konstrukt „Kultur“ als einen anderen Rassismus ablehnen, dann ist das Merkmal, welches zum Beispiel vielen schwachen Hauptschüler_innen (wie diese heute auch hei-

5 Zizek, Slavoj: Ein Plädoyer für die Intoleranz, Wien, 1998 S. 73.

ßen mögen) gemeinsam ist, egal woher sie stammen, das der ökonomischen und bildungsmäßigen Benachteiligung. Sie gehören somit dem unteren Drittel der Bevölkerung an, dem „negativ privilegierten Milieu“, wie es Michael Vester, ein deutscher Soziologe, der das Klassensystem Bourdieus weiterentwickelte, nennt⁶. Vester verwendet den Begriff *Milieu*, um damit eine Gesellschaft sowohl nach ökonomischen als auch bildungsmäßigen Kriterien einteilen zu können. Das oberste Viertel entspricht denen, die Privilegien besitzen, z.B.: größeren gesellschaftlichen Einfluss ausüben können, sei es durch einen hohen Bildungsabschluss oder durch Kapital. Das unterste Viertel, das ökonomisch der Unterschicht entspricht, zudem noch durch geringe bis keine Bildungsabschlüsse definiert ist, nennt Vester negativ privilegiert, weil diese Menschen weder über Geld noch Wissen, noch über Beziehungen verfügen, keinen Einfluss auf die Gesellschaft haben, sondern über die vielfach von Anderen mittels derer Privilegien bestimmt wird (z.B. das Privileg eines Beamten zur Zuteilung von Geld, das Privileg eines Lehrers in der Bestimmung über die schulische Zukunft ihrer Kinder...). Die dazwischen liegende Hälfte ist nicht privilegiert, entspricht also der Mittelschicht mit guter Ausbildung.

Die Milieus Vesters verweisen aber nicht nur auf eine Hierarchisierung, sondern auch auf einen unterschiedlichen Habitus. Dieser ist aber nicht regional oder national in die Wiege gelegt, sondern mit der ökonomischen und bildungsbedingten Struktur verwoben und sozial erlernt, sowie in ständiger Bewegung. Vester sagt uns auch, dass Mängel in nicht privilegierten Milieus zu deren Beseitigung verpflichtet und nicht als kulturell hingenommen werden können. Die mangelnden finanziellen Ressourcen allein bestimmen noch nicht, dass Menschen zum negativ privilegierten Milieu gehören. Gerade heute gibt es viele in prekären Arbeitsverhältnissen, die aber durch ihre hohen Bildungsabschlüsse zu privilegierten Milieus gehören, wie zum Beispiel graduierte PraktikantInnen.

6 Vester, Michael: Die selektive Bildungsexpansion, in: Berger, Peter A., Kahlert, Heike: *Institutionalisierte Ungleichheiten*, Weinheim und München, 2005 S. 39–70, S. 45.

Die Annahme von Milieus ist von der Existenz eines (globalen) Kapitalismus abhängig, dessen Produktionsverhältnisse und deren Reproduktion nicht unabänderlich sind. Außerdem muss noch angeführt werden, dass man einem Milieu nicht einfach nur angehört, sondern dass es die Zugehörigkeit eine kommunikative Zuweisung ist, die auf Grund von Verhaltensweisen eines bestimmten Milieus getroffen wird. Insofern beziehen andere Gruppen der Gesellschaft ihre Distinktion nicht aus der Existenz des negativ privilegierten Milieus, sondern unter Verweis auf diesem Milieu zugeordneten Verhaltensweisen.

Schon seit Mitte der 60er Jahre fanden zahlreiche Versuche statt, wenn schon nicht unbedingt absolute Chancengleichheit, so doch zumindest eine größere Angleichung der Schulleistungen der verschiedenen Milieus zu erreichen. Im besten Fall entstand allerdings so etwas wie ein Fahrstuhleffekt: Die Leistungen stiegen allgemein, die Differenzen aber blieben.⁷ Auch diverse Fördermaßnahmen, Unterrichtsformen und Methoden brachten keine Erfolge, im Gegenteil, es zeigte sich, dass Kinder aus bildungsbürgerlichem Milieu mit den neu entwickelten Lernarrangements am besten zurechtkamen.⁸

Der Trend zu höherer Bildung bewirkt, dass sich die Selektionsprozesse lediglich auf eine höhere Stufe verschieben.

Während geschlechtstypische Ungleichheiten mehr und mehr abgebaut werden konnten, Mädchen vielfach Buben leistungsmäßig schon überholt haben, gehören die Kinder aus sozial unterprivilegierten Milieus immer noch zu den relativen Verlierern.

Dies wird sich so lange nicht ändern, solange Lehrer_innen, Lehrer_innenausbildner_innen und Erziehungswissenschaftler_innen sich ihres eigenen Habitus nicht bewusst werden. Die Regelschule ist zwar keine bildungsbürgerliche Institution, doch herrschen hier die Regeln der gehobenen Milieus. Der Habitus der Lehrer_innen kommt den Kindern der oberen Milieus sehr zugute, sie bewegen sich in der Klasse wie Fische im Wasser. Die unteren Milieus verstehen diesen Habitus nicht.

7 a. a. O.: S 43.

8 Mehr dazu ist in mehreren Artikeln im „schulheft“ Nr. 130 „Offen und frei?“ Innsbruck, 2008 zu lesen.

Migrant_innen stammen vielfach aus dem negativ privilegierten Milieu und verbleiben dort, da die Schule sie nicht abholen kann, sie nicht versteht, Rückstände nicht kompensiert, sondern soziale Unterschiede noch verstärkt. Migrant_innenkinder haben somit ein dreifaches Handicap: Sie gehören einem negativ privilegierten Milieu an, wurden in ihrer Sprache nie gefördert und suchen später häufig noch Arbeit in einem Sektor, der heute zunehmend geringer wird: im Sektor mit geringer oder keiner Ausbildung.

AutorInnenverzeichnis

Agnieszka Czejkowska, Dr.ⁱⁿ, Leiterin des Instituts für Pädagogische Professionalisierung an der Karl-Franzens-Universität Graz. agnieszka.czejkowska@uni-graz.at

Bernhard Damisch, Leiter des interkulturellen Jugend- und Stadtteilzentrums „5er-Haus“ in Wien Margareten. b.damisch@5erhaus.at

Barbara Falkinger, Lehrerin in der Lerngemeinschaft 15, einem Schulversuch für eine gemeinsame Schule von 6–14, Mediatorin und Konfliktmoderatorin im außerschulischen Jugendbereich. barbara@falkinger.net

Philipp Ikrath, Mag., Studium der Theaterwissenschaften und Germanistik, Fachhochschule für Marketing und Sale. Senior Researcher am Institut für Jugendkultur und seit 2005 Studienleiter der tfactory Hamburg. pikrath@jugendkultur.at

Thomas Northoff, Volkskundler (Schwerpunkt Text-Graffiti) und Schriftsteller in Wien. Seit 1983 Aufbau des Österreichischen GraffitiArchivs für Literatur, Kunst und Forschung. Stellte Graffiti-Forschung in den Symposien „Die Sprache an den Wänden“ (1992, 1993, 1998) als Forschungszeitung vor. Zahlreiche Publikationen. thomas.northoff@aon.at

Harti Oberkofler, Koordinator für den Bereich Jugendkultur bei KUS – Netzwerk für Bildung, Soziales, Sport und Kultur, Wien15, Projektkoordination für das KUS-Soundprojekt. h.oberkofler@kusononline.at

Zorica Rakić, Mag. Dr. Dr.ⁱⁿ, Studien und Ausbildungen: Staatliches Konservatorium P.I.Tschaikowski in Kiev, Ukraine-Musikpädagogik und Konzertmeisterin für Akkordeon; IFP-Jugendleiterschule und Aufbaulehrgang Jugendarbeit; Universität Wien, Musikwissenschaft und Fachkombination Pädagogik und

Soziologie, Doktoratstudium für Musikwissenschaft und Doktoratstudium für Soziologie. Seit 22 Jahren in unterschiedlichen Bereichen und Vereinen der Kinder- und Jugendbetreuung in Wien tätig. dr.rakicz@gmail.com

Rosa Reitsamer, Dr.ⁱⁿ, Soziologin, Assistentin am Institut für Musiksoziologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien.

Michael Rittberger, Dr., Studium der Philosophie und Erziehungswissenschaft, Sonderschullehrer am SPZ11, Wien. rittbergerm@gmail.com

Natalia Waechter, Dr.ⁱⁿ, Soziologin, Politikwissenschaftlerin und Jugendforscherin, wissenschaftliche Projektkoordinatorin am Institut für Höhere Studien in Wien. Lektorin am Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien, am Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Innsbruck sowie am Institute for European Studies (Wien/Chicago). Seit 2010 Europäische Präsidentin der Jugendsoziologie der International Sociological Association. Forschungsschwerpunkte: Jugendforschung (Jugend und Politik, Jugendkultur, Cyberyouth), Gender Studies und Migrationssoziologie.

LIEFERBARE TITEL

Nr.	Titel	Preis		Preis
66	Österreichische Identität	€ 7,20	110	leben – lesen – erzählen € 11,60
67	Lernwidersprüche	€ 7,20	111	Auf dem Weg – Kunst- und Kulturvermittlung € 11,60
68	Fremd-Sprachen-Politik	€ 7,20	112	Schwarz-blaues Reformsparen € 8,70
69	Was Lehrer lesen	€ 7,20	113	Wa(h)re Bildung € 14,00
70	Behindertenintegration	€ 10,90	114	Integration? € 14,00
71	Sexuelle Gewalt	€ 7,20	115	Roma und Sinti € 14,00
72	Friedenserziehung	€ 8,70	116	Pädagogisierung € 14,00
74	Projektunterricht	€ 7,20	117	Aufrüstung u. Sozialabbau € 14,00
76	Noten und Alternativen II	€ 7,20	118	Kontrollgesellschaft und Schule € 14,00
77	Unabhängige Gruppen in der GÖD	€ 7,20	119	Religiöser Fundamentalismus € 14,00
78	Neues Lernen – neue Gesellschaft	€ 7,20	120	2005 Revisited € 14,00
79	Sozialarbeit & Schule	€ 6,50	121	Erinnerungskultur – Mauthausen € 14,00
80	Reformpädagogik	€ 8,70	122	Gendermainstreaming € 14,00
81	Lust auf Kunst?	€ 8,70	123	Soziale Ungleichheit € 14,00
82	Umweltwahrnehmung	€ 8,70	124	Biologismus – Rassismus € 14,00
84	Verordnete Feiern – gelungene Feste	€ 8,70	125	Verfrühpädagogisierung € 14,00
85	Misere Lehre	€ 8,70	126	Leben am Rand € 14,00
86	Erinnerungskultur	€ 8,70	127	Führe mich sanft Beratung, Coaching & Co. € 14,00
87	Umwelterziehung	€ 8,70	128	Technik-weiblich! € 14,00
88	Lehren und Lernen fremder Sprachen	€ 8,70	129	Eine andere Erste Republik € 14,00
89	Hauptfach Werkerziehung	€ 8,70	130	Zur Kritik der neuen Lernformen € 14,00
90	Macht in der Schule	€ 8,70	131	Alphabetisierung € 14,00
92	Globalisierung, Regionalisierung, Ethnisierung	€ 10,90	132	Sozialarbeit € 14,00
93	Ethikunterricht	€ 8,70	133	Privatisierung des österr. Bildungssystems € 14,00
94	Behinderung. Integration in der Schule	€ 10,90	134	Emanzipatorische (Volks)Bildungskonzepte € 14,00
95	Lebensfach Musik	€ 10,90	135	Dazugehören oder nicht? € 14,00
96	Schulentwicklung	€ 10,90	136	Bildungsqualität € 14,00
97	Leibeserziehung	€ 12,40	137	Bildungspolitik in den Gewerkschaften € 14,00
98	Alternative Leistungsbeurteilung	€ 11,60	138	Jugendarbeitslosigkeit € 14,00
99	Neue Medien I	€ 11,60	139	Uniland ist abgebrannt € 14,00
100	Neue Medien II	€ 10,90	140	Krisen und Kriege € 14,00
101	Friedenskultur	€ 10,90	141	Methodische Leckerbissen € 14,00
102	Gesamtschule – 25 Jahre schulleft	€ 10,90	142	Bourdieu € 14,00
103	Esoterik im Bildungsbereich	€ 10,90	143	Schriftspracherwerb € 14,00
104	Geschlechtergrenzen überschreiten	€ 10,90	144	LehrerInnenbildung € 14,00
105	Die Mühen der Erinnerung Band 1	€ 10,90	145	EU und Bildungspolitik € 14,00
106	Die Mühen der Erinnerung Band 2	€ 10,90	146	Problem Rechtschreibung € 14,00
107	Mahlzeit? Ernährung	€ 10,90	147	Jugendkultur € 14,00
108	LehrerInnenbildung	€ 11,60		In Vorbereitung
109	Begabung	€ 11,60	148	Lebenslanges Lernen € 14,00
			149	Basisbildung € 14,00

